Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

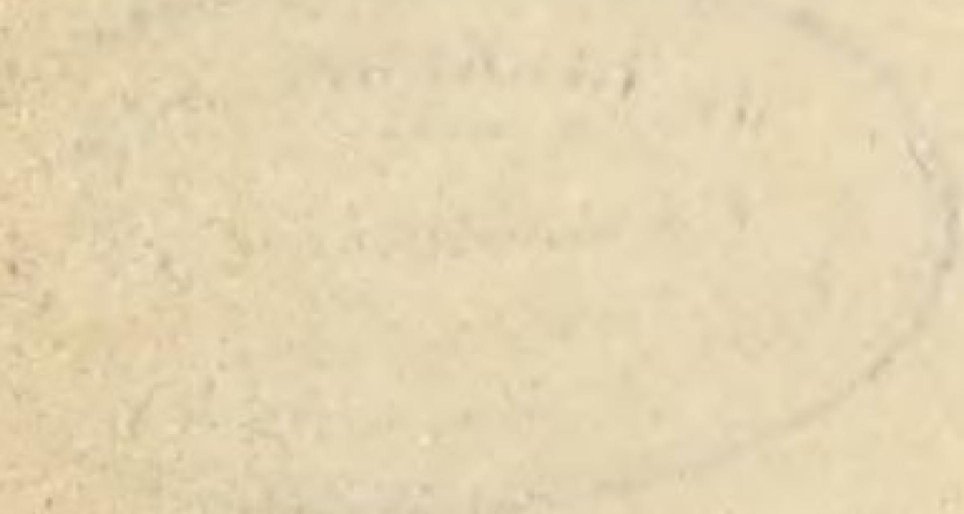
Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

Benedikt Broemel.



Benedikt Broemel.

Eine Lebensgeschichte.

Erzählt

von

Alois Wohlmuth.

München
Verlag von A. Ackermann's Nachf.
(Carl Schüler)
1895.

Bruckmann'sche Buch- und Kunstdruckerei, München.

Dem Andenken meiner guten Mutter

dieses Buch

und diese Zeilen:

Der Geist unsterblich? Ja!
Wer könnt' es leugnen?
Ist doch die Seelenwanderung
Schon längst vollzogen,
Bevor der Körper abgefallen.
Denn jede Handlung, welche Du begangen,
Dein ganzes Wesen: Alles, was Du thust,
Das kleinste gute Wort, das Du gesprochen,
Es theilt sich Andern mit und wirkt und treibt.
Es wird zum Sturm,
Zum Regen, der befruchtet,
Zum Samenkorn — zur Feuersbrunst.

Es wird Legende, die sich still verbreitet,
Zum Sprichwort, zum Gedicht, zur Melodie,
Zum Glauben reift's, zur Revolution.
Von jenem Theuern, der am Kreuz verblutet;
Vom Geistesrecken, der vom Sinai
Das Fundament der Staatsgesetze holte;
Von Dante, welcher durch die Hölle schritt;
Von Stratfort's großem Sohne, der den Hamlet schrieb,
Und Weimars Weisen, dessen Erdenspur
Nicht in Aeonen wird vergeh'n:
Bis zu dem Kleinsten, welcher hier geathmet,
Theilt ein Atom sich mit der ganzen Welt.
Nicht lauter wucht'ge Eichen trägt die Erde;
Auch feinere Stämme, Sträucher, Pflanzen, Blumen,
Und auch der Athem einer zarten Blüthe:
Er wird zum Dufthauch für das Allgemeine.

Alois Wohlmuth.

Inhalts-Verzeichnis.

I.

In dem kleinen Schwabengäßchen der alten mährischen Stadt Olmütz wohnte der Bräuhauspächter Martin Broemel. Die Gasse war ungepflastert und bestand aus dreißig oder vierzig niederen schindelgedeckten Nummern, die aussahen, als ob sie den Wällen der grauen Festung entschlüpft wären. Broemels Haus war das einzige einstöckige in diesem abgelegenen Winkel, im übrigen so kahl und nüchtern wie die andern. Es gehörte zu der gräflich Lublinski'schen Brauerei in Roßlitz, eine Stunde von Olmütz, und in einem Parterrelokale wurde auch das Bier jener Brauerei, die Broemel gepachtet hatte, ausgeschenkt. Im ersten Stock wohnte er mit seiner zahlreichen Familie: Frau nebst neun oder zehn Mädeln und Buben, just, wie die Jahre sie gebracht hatten. Broemel war mittelgroß, mit einem Anflug von Beleibtheit. Er hielt etwas auf Kleider und Kravatten; unter seinen Spazierstöcken befanden sich Spezialitäten, und seine Zigarrenspitzen waren „fleckenlos“ angeraucht. Sein schütteres braunes Haar war stets glatt gestrichen, und auch der Schnurr- und Backenbart — denn das Kinn blieb sauber ausrasiert, vielleicht, um an Franz den Kaiser loyal zu erinnern — war wohl gepflegt. Alles in Allem: ein stattlicher Herr und

Spießbürger. Seine Gattin war eine auffallende Schönheit. Schlank und lilienhaft gewachsen; das längliche Gesicht exakt-vornehm geschnitten; das graue Auge groß und sprechend. Apart das Haar: braun, mit einem koketten Stich ins rötliche.

Broemel zählte dreißig Jahre, als er sich auf die Brautfahrt begab. Er war der Sohn eines Landwirtes und selbst ein solcher. Die schöne Tochter des Bierbrauers Wlaßack im Nachbardorfe hatte ihm längst gefallen. So kam er denn eines Tages prächtig vorgefahren und hielt um die Achtzehnjährige an. Das Mädchen war von nicht gewöhnlicher Art. Obgleich zwischen Bauern und Fässern aufgewachsen, verrieth ihr ein gewisser Instinkt, daß es noch etwas anderes gebe: eine Welt des Geistes, welche sie noch nicht kenne. Uebrigens besaß sie Schiller's Gedichte und las dieselben überall: im Keller, wenn sie das Umfüllen der Fässer zu überwachen, auf dem Felde, wenn sie die Arbeiten zu übersehen hatte. Sie fühlte bald heraus, daß Broemel kein Geisteskind sei und vermochte sich kaum für ihn zu erwärmen. Aber die Eltern wünschten die Partie. Und da Broemel's Äußeres in seinem Habit nach landeshauptstädtlichem Schnitt stattlich zur Geltung gelangte, so kamen die Sinne des temperamentvollen Mädchens ins Spiel, und sie willigte ein.

Broemel übernahm direkt nach seiner Verheirathung — im Jahre 1846 — eine Brauerei in dem kleinen ungarischen Städtchen Trencsin hart an der mährischen Grenze.

Seine Mitgift wurde ihm nicht aufs Brett gezählt. Fünf Wagen, mit Malz und Hopfen, Fässern und Bottichen beladen, theils von Pferden, theils von Ochsen gezogen, fuhren als Heirathsgut gleich hinter der Brautkutsche, die gleichfalls zur Aussteuer gehörte.

In Trencsin hausten die beiden die ersten Jahre gut mit einander. Die Frau, bei ökonomischen Arbeiten aufgewachsen, verstand es, überall zuzugreifen, zu sparen und sich nützlich zu machen. Nebenbei gebar sie ihrem Gatten ein wunderschönes Mädchen und im Revolutionsjahr 1848 den ersten Stammhalter. Dieser kam wenige Tage vor der Zeit auf die Welt. In einem alten Gebetbuche, worin Frau Broemel den Geburtstag ihrer Kinder verzeichnete, war zu lesen: „Mitten in der Nacht Sturmläuten, weil die Russen und die Kaiserlichen einzogen. Ich werde aus dem Schlaf aufgeschreckt. Und noch ehe mein Mann die Hebamme herbeiholen kann, ist mein Ältester da. Also ein geborener Revolutionär.“ — Der Knabe wurde in der Taufe Benedikt genannt. Broemel nickte verständnißinnig den revolutionären Ungarn zu und war nicht ohne Liebedienerei gegen die „Kaiserlichen“; beides aber geschah lediglich aus Eitelkeit: er wollte bei aller Welt als der gute Mensch gelten. Die Folge davon war, daß er als politisches Wetterfähnchen beiden Teilen verdächtig wurde und sich in Trencsin nicht mehr zu halten vermochte. Er fand es klug, mit der Familie schleunigst über die Grenze zu kommen. Der kleine Benedikt war kaum vier Wochen alt, als er im Arm der Amme seine erste

Reise machte. Es ging nach Olmütz, wo Broemel bald darauf die oben genannte, ziemlich verwahrloste Brauerei in Roßlitz mit dem dazugehörigen Ausschank im Schwabengäßchen pachtete. Broemel blieb in Olmütz der fleißige Mann, der er stets gewesen; er stand täglich mit dem Morgengrauen auf, um anzuordnen, zu überwachen und wo nöthig selbst anzufassen. Sein Ehrgeiz ging dahin, das beste Bier im Kreise, womöglich in ganz Mähren zu erzeugen, was seiner Tüchtigkeit und Sachkenntniß auch wirklich gelang.

Auf seine Frau übte die ungewohnte Stadtluft eine ihr ganzes Wesen plötzlich umgestaltende Wirkung aus, so daß man von einer Seelenhäutung hätte sprechen können. Die neuen Verhältnisse waren für sie das chemische Ingrediens, welches das ihm zugetheilte Object in seine Theile auflöst. Eigenschaften dieser seltsamen Natur, die bisher auf dem Grunde der Seele geschlummert, wurden plötzlich erweckt und an die Oberfläche getrieben. Viele darunter bekamen eine andere, erst ihre wahre Gestalt. Leider war das Sich-selbst-finden dieser Frau kein Sich-selbst-übertreffen. Im Gegentheil. Wie sich jugendliche Gesichter schön oder häßlich auswachsen können, so auch die Seele mancher Menschen. Der Geist, der sich in frühen Jahren bei Frau Broemel angekündigt hatte, verleugnete sich nicht, aber er wurde mehr und mehr zu einem spekulativen Börsianergeist. Sie schwärmte nicht mehr für Schiller, sondern für Strousberg. Alles, was mit Börsenspiel und Großkapital zusammenhing, imponirte ihr, erschien ihr „genial“. Auf ihren Mann

übte diese Frau darum keinen günstigen Einfluß. Sie verwirrte seinen schlichten Verstand durch täglich neue hochfliegende Pläne und sprach so wegwerfend von seiner gegenwärtigen Thätigkeit, daß sich bei Broemel, der den überlegenen Geist seiner Frau im Stillen anerkannte, mit der Zeit eine deprimirte Stimmung einstellen mußte. Anstatt Bier für die „Philister" in Olmütz zu brauen, oder gar mit dem „besoffenen Pöbel" im Parterrelokal zusammenzusitzen — haranguirte sie ihren Mann täglich — möge er nach Wien ziehen, an der Börse spielen, spekuliren, gründen, „Millionen" verdienen. Anfangs bemühte sich Broemel, seiner Frau zu widerlegen, ihr begreiflich zu machen, daß er für derartige Geschäfte nicht passe. Später, da er sich nicht gern mit Denken plagte und seine Frau ihm auch an Dialektik überlegen war, schwieg er und wich, wo nur möglich, solchen von ihr sicherlich gutgemeinten Sturmangriffen aus. Ja, zuletzt blieb er Tage und Wochen in dem nahen Roßlitz unter dem Vorwande, vom Geschäft nicht abkommen zu können. Die Erziehung der vielen Kinder überließ er der Frau unbedingt, theils, weil er sie in diesem Punkt für ungeheuer kompetent hielt, theils aus Bequemlichkeit. Frau Broemel jedoch hatte trotz aller ihrer geistigen Fähigkeiten keinen Sinn dafür, das langsame Reifen, Flüggewerden einer Kindernatur zu beobachten. Immer und ewig mit ihren „großen" Plänen beschäftigt, glitt ihr Auge nur über die Oberflächen der kleinen Seelen, ohne ihre Tiefen zu ergründen. Aeußerlichkeiten waren daher Alles, was sie gleichsam im Vorüberfluge er-

haschte, woran sie sich klammerte. Dabei kamen tiefere Naturen schlecht weg, und den stillen, eigengearteten Benedikt, obgleich ihr ältester Knabe, bemerkte sie kaum. Ihre ganze Aufmerksamkeit, ihr ungetheiltes Interesse galt der ältesten Tochter, die ein hübsches Gesichtchen mit blühendem Teint besaß. In dieses Kind war die Mutter förmlich verliebt; sie schwärmte für das Haar, für die Zähne, die Augen, ja, das Zahnfleisch fand sie bewundernswerth. Es stand bei ihr fest, daß dieses Wunder von Schönheit einst nur einen Millionär heirathen dürfe. Damit wäre dann — kombinirte sie — der ganzen Familie glänzend, mit einem Schlage geholfen. Die Familie, die Kinder: das war es, was Kopf und Herz dieser merkwürdigen Frau vollständig beherrschte. Ihre Mutterliebe hatte etwas von der Erhabenheit der Liebe jener Affenmutter, von welcher Brehm so ergreifend berichtet. Er schildert, wie eine von seiner Kugel getroffene Meerkatze im Zusammenraffen ihrer letzten Kräfte das Junge, um es zu retten, auf den Zweig eines Baumes hebt — und dann leblos zusammenbricht. Wie beruhigend für alle jene, die an der Natur des Menschen verzweifeln möchten: daß er nicht nur den bösen Gorilla, sondern auch Affen von solcher Gemüthsart zu seinen Ahnen hat! —

Für die geliebte Tochter waren die ersten und theuersten Lehrer der Stadt eben gut genug. Aber damit war auch die pädagogische Weisheit der Frau erschöpft. Was die Erziehung betrifft, benahm sie sich der Stube voll Sprossen gegenüber so unbeholfen wie ein Kind, dem man ein Messer in die Hand gibt.

Benedikt, den ältesten, schickte sie nebst dem um ein Jahr jüngeren Walther nicht in die Volksschule, sondern that es den „guten Häusern" der Stadt nach und hielt beiden einen „Hauslehrer". Dieser imponirende Titel wurde einem armen fünfzehnjährigen Realschüler beigelegt, der für die Dienste als lebendige Eselsbrücke mit der Verköstigung nebst einigen Gulden sich begnügte. Aber man hatte einen Hauslehrer, und das „Dekorum", wie Frau Broemel sich ausdrückte, war gewahrt.

Benedikt war ein hübscher Knabe, seinem Wesen nach schüchtern, selbst seinen Geschwistern gegenüber, und so anspruchslos, daß man ihn im Hause kaum bemerkte, dabei stets zerstreut und abwesend.

„Träum' doch nicht immer!" rief die Mutter ihm gar oft im Tage zu.

Sein Bruder Walther war kleiner als er und minder hübsch. Ihn liebte Benedikt auf's zärtlichste. — Frau Broemel hatte sich übrigens von der Begabung der Söhne mit der Zeit ganz verkehrte Begriffe gemacht; statt die Unfähigkeit bei ihrem Hauspädagogen zu suchen, vermuthete sie dieselbe bei seinen Zöglingen. „Ihr zwei werdet doch nichts anderes als Bräuknechte; da ist alle Müh' umsonst", lautete ihre tägliche Aufmunterung. Walther, der dickliche Junge mit den blauen klugen Augen, dachte bald philosophisch über die Sache, nahm einmal den Stift und illustrirte mit überraschendem Talent die mütterliche Prophezeihung. Benedikt dagegen ging das viel tiefer. Er verehrte die Mutter mit kindlicher Inbrunst und hätte alles darum gegeben, sich einmal ihr Lob zu erwerben. Die

Gelegenheit sollte sich finden. Eines Tages war großes Durcheinanderlaufen im Hause. Kinder und Mägde suchten in allen Winkeln nach einem verlegten Schlüssel. Er gehörte zu einem Kleiderschranke, und die Hausfrau, die mit der Ältesten ausgehen wollte, war nun ohne Hut und Mantel eine Gefangene. Da, während alles rathlos hin und her läuft, blitzt ein Gedanke im Kopf des kleinen Benedikt auf. Er reißt in der Küche einen Nagel aus der Wand und öffnet damit, eh' man sichs versieht, das Schloß. Frau Broemel, froh, daß sie nun am Ausgehen nicht gehindert ist, lobt und küßt ihn und ruft: „Genial!" Seit diesem Tage verließ sich das ganze Haus, mit der Zeit auch die Nachbarschaft, auf den kleinen Mechanikus, dem Alles glückte, was er in die Hand bekam. Nicht lange, so wagte er sich auch an reparaturbedürftige Uhren, zerlegte sie und brachte sie wieder in Gang.

Mit dem Privatunterricht ging es auf die Länge doch nicht. Frau Broemel mußte sich entschließen, die Knaben in eine Realschule zu schicken, wo ihnen bei ihrer so mangelhaften Vorbildung das Mitkommen äußerst schwer wurde. Als sie mit der Zeit fühlten, daß alle Müh' und Aufregung nutzlos, wurden sie erst nachlässig, bis sie später gar nichts mehr lernten. Walthers ganze Thätigkeit bestand darin, Lehrer und Mitschüler zeichnerisch zu verewigen. Benedikt war voll Bewunderung für die künstlerischen Talentproben seines Bruders; dieser erschien ihm als etwas ganz Außergewöhnliches, und er sorgte, soviel er nur vermochte, alle Unannehmlichkeiten von ihm fern zu halten. Drohte

Walther eine Strafe, so zitterte und erbleichte Benedikt. — Ihn selbst interessirten in der Schule ausschließlich die Experimente des Physiklehrers. Er versuchte, sie zu Hause nachzuahmen und konstruirte zu diesem Zwecke oft aus den primitivsten Gegenständen mit erstaunlicher Findigkeit die nöthigen Apparate. Der durch eine spanische Wand abgegrenzte Winkel des Zimmers, wo all' dies Aufstellung fand, hieß das „Laboratorium". Einmal, nachdem der Lehrer an der Luftpumpe die Wirkungen des Luftdruckes auf den luftleeren Raum demonstrirt hatte, überraschte der dreizehnjährige Benedikt, der schon seit mehreren Tagen nachdenklicher und träumerischer erschien als sonst, seinen Bruder mit der geheimnißvollen Mittheilung, er habe eine Erfindung gemacht. Um sie zu verdeutlichen, brauchte er ein Rohr. Beide suchten nicht lange, da sie in der Waschküche ein im Winkel stehendes Ofenrohr entdeckten, welches Benedikt ganz geeignet für seinen Zweck hielt. Es wurde in's Zimmer geschleppt und mit dem einen Ende auf den Tisch, mit dem andern auf's Bett gelegt. „Wie ich mir das denke", erklärte der junge Erfinder, wird's noch dahinkommen, daß die Briefträger die Briefe nicht mehr werden austragen brauchen: man wird sie durch Luftdruck befördern". Und darauf entwickelte er dem Walther wirklich so etwas wie die Idee von einer pneumatischen Post. „Ah", rief dieser, für den alles, was mit Mechanik zusammenhing, schwer faßlich war, „du meinst, daß die Briefe durch den Luftdruck fortgetrieben werden, so — —". Und bevor Benedikt ihn aufklären konnte, hatte er ein Blättchen

Papier in das Rohr gelegt und blies aus Leibeskräften hinein. Aber o weh! es stak voll Ruß und im nächsten Augenblick war nicht bloß das am anderen Ende stehende Erfindergenie schwarz wie ein Weihnachtskrampus — das ganze Zimmer glich einer Räucherkammer. Frau Broemel, welche unglücklicherweise währenddessen eintrat, war über die ägyptische Verfinsterung ganz perplex. „Was ist denn das?“ rief sie. „Eine Erfindung vom Benedikt!“ entgegnete Walther, in der Absicht, diesen zu vertheidigen. Umsonst. In der nächsten Minute lag die pneumatische Post mit sammt dem ganzen Laboratorium im Hofe und der Erfinder und Assistent hatten ihre Ohrfeigen weg. Damit war es der sanguinischen Frau in ihrer Erregung nicht genug; sie forschte nun auch nach den Zeichnungen und Aquarellen Walthers. Vor der Welt hatte sie gar oft mit diesen Arbeiten, überhaupt mit den Talenten ihrer Söhne groß gethan, freilich ohne deutliches Verständniß dafür. Jetzt sollte mit allem radikal aufgeräumt werden. „Ich hab's endlich satt. Eure Dummheiten sollen ein Ende nehmen. Heut noch red' ich mit dem Vater. In's Geschäft steck' ich euch. Zum Onkel in's Ledergeschäft, Felle gerben. Zu was anderm taugt ihr doch nicht. Dazu seid ihr zu dumm. Obgleich wir euch einen Hauslehrer gehalten und jetzt einen Correpetitor halten, also mehr thun als hundert andere Eltern, kommt ihr doch nicht vorwärts. Ueberhaupt sollen Brüder für die Schwestern arbeiten und sie versorgen helfen. Die arme Charlotte ist jetzt schon vierzehn Jahre alt. Muß doch in einigen Jahren heirathen. — In's Leder-

geschäft mit euch! Geld verdienen lernen, besser als euer Vater es versteht!" Während sie so raisonnirte, entdeckte sie endlich in einer Schublade die Zeichnungen, warf sie in's Feuer und rauschte dann aus dem Zimmer. Walther sah trotzig in die Flamme, die seine Talentproben verzehrte. „So — meinetwegen", brummelte er vor sich hin.

An diesem ereignißvollen Tage beschlossen die beiden Brüder, hinter die Schule zu gehen. Draußen auf dem Wege nach der Steinmühle überraschte Walther den andern mit dem Entschluß durchzugehen.

„Was? durchgehen?" fragte Benedikt ganz verblüfft.

„Ja wohl! In eine Lederhandlung laß' ich mich nicht stecken; ich nicht! Wenn Du so dumm bist — ich will Maler werden und geh' durch! Oder willst Du, daß ich verkommen soll? daß ich —"

„Nein, nein! Du mußt Maler werden. Dein Talent! — Das wär' himmelschreiend!"

„So hilf mir!"

„Du kannst erst nach dem Ersten weg", sagte Benedikt, „da kriegen wir unser Schulgeld."

„Das ist wahr!"

„Sechs Gulden. Aber das ist zu wenig. In Wien brauchst Du doch auch Geld. Halt! ich hab's! Der Charlotte ihre Sparkasse? Die mach' ich auf!"

„Was? Stehlen — — —?"

„Was thut's! Es ist ja für Dich! Wart'! Mit einer Haarnadel krieg ich das Ding auf!"

„Und die borgt Dir die Charlotte schon", bemerkte Walther.

Beide lachten herzlich. —

Einige Tage danach wurde der Plan ausgeführt. Als Ersatz für das entnommene Geld stellte Walther ein kleines Dukatenmännchen in die Kassette und sagte launig: „So, Benedikt. Da hat sie ihren „Millionär“ noch früher als gehofft.“ —

In derselben Nacht schleppten die beiden Brüder eine schwere, vollgepfropfte Reisetasche nach dem Bahnhof. Während Walther mit der Tasche an den Billetschalter trat, hastete Benedikt geschäftig davon. Walther, nachdem er die Fahrkarte gelöst, sieht sich um und vermißt zum größten Erstaunen den Bruder. Er sucht in den Corridors, er sucht in den Wartesälen. Umsonst. Seine Verzweiflung steigert sich; er vergießt Thränen der Wuth. Während er immer ängstlicher ausspäht, sieht er plötzlich, einige Schritte entfernt, im Scheine der Laterne nicht Benedikt, sondern — seinen Vater. Er schrickt zusammen, denn er fürchtet, entdeckt zu sein; faßt sich aber und strebt, so schnell es das Gewicht der Tasche erlaubt, einem Coupé III. Klasse zu. „Wo steckt nur Benedikt?“ seufzt er. In diesem Moment sieht er den Bruder mit einer Riesendüte im Arm auf den Perron stürzen. „Gott sei Dank! Aber wenn er nur nicht dem Vater in die Quere läuft.“ Da war es schon geschehen! Aus seinem Hinterhalt verfolgte Walther in fieberhafter Spannung jede Miene und Bewegung der Beiden. Mit dem nächsten Glockenzeichen sieht er den Vater sich von Benedikt verabschieden und in ein Coupé II. Klasse einsteigen.

„Pst — pst! — Benedikt!“ — —

Benedikt, dessen Augen an allen Coupéfenstern III. Klasse irrlichtelirend umhersuchen, hört endlich.

„Walther — da bist Du! — Bin ich froh!“

„Der Vater . . . .?“

„In Geschäften, nach Wien. Weiß nichts.“

„Gott sei Dank! Wo warst Du, Unglücksmensch? Ich habe Blut geschwitzt!“

„Da —!“ Benedikt reicht ihm die Düte. „Du mußt doch was zu essen haben unterwegs. Und so lief ich schnell darnach.“

„Was hast Du dem Vater gesagt?“

„Daß ich ihm die Düte bringen wollte. Behalt' sie nur, sagte der Vater, theil' mit Walther.“

„Wir sind schöne Lumpen! — Und wegen der dummen Düte läßt Du mich allein! Ich war furchtbar zornig. Du — Du Unglücks—“.

Das Abfahrtszeichen ertönte. Walther unterbrach sein Raisonniren, beugte sich tief aus dem Coupéfenster, erwischt den Bruder, der auf's Trittbrett gesprungen war, beim Kopf und küßt ihn leidenschaftlich.

Der Zug war schon in Bewegung, als der Knabe noch die Düte aus dem Fenster schwenkte: „Und ich danke Dir auch dafür! Leb' wohl! —“ Rührung erstickte seine Stimme. —

So fuhr denn Vater Broemel im Coupé II. Klasse nach Wien, ohne zu ahnen, daß mit ihm im selben Zuge, Coupé III. Klasse, sein Sohn Walther durchging.

II.

„Charlotte, geschwind' an's Fenster, er biegt schon um die Ecke", rief Frau Broemel ihrer Tochter zu. „Halt' Dich grad' und schau hübsch freundlich." Und damit illustrirte sie an sich selbst diese mütterliche Belehrung.

Charlotte, ein sechzehnjähriger Backfisch — es waren unterdessen seit Walthers Flucht zwei Jahre vergangen — folgte wie immer ohne eigenes Kopfzerbrechen. Sie hatte sich zu einem reizenden Jüngferchen herausgewachsen; nur daß ihr das kastanienbraune gewellte Haar tiefer als nötig in die Stirn wuchs, so daß dieselbe etwas kurz herauskam.

Der Mann, dessentwegen Charlotte am Fenster Positur machen sollte, war ein Junggeselle von fünfzig Jahren, hager und verlebt, mit einem mephistophelischen Profil, und trug über seinem linken Auge eine schwarze Binde. Er war Bankier und man zählte ihn zu den „Schweren" der Stadt. Das Schwabengäßchen passierte er hie und da bei seinen Promenaden in's Freie. Es war ein Glück, daß der Roué das Gänschen am Fenster noch nie bemerkt hatte. — „Das wär' eine Partie! Millionär! Die ganze Familie wäre gehoben!" soufflirte die Mutter der gläubigen Einfalt.

Frau Broemel hielt etwas auf Bildungsfirniß, weil sie ihn zum Heirathsgut rechnete. Eine ganze Gallerie von „dinstinguirten“ Hauslehrern und Lehrerinnen hatten dafür aufzukommen. Den Unterricht im Französischen leitete Frau Kroppe, ein schrecklich armseliges Weiblein von fünfundvierzig Jahren mit mädchenhaftem Benehmen. Sie war sehr klein und dünn, bis auf einen aufgetriebenen Wasserbauch, und hatte ein Spitzmäuschen-Gesicht. Sich, ihren kränklichen Mann und einen Jungen ernährte das gutmüthige Persönchen durch Lektionen in einem schauderhaften Französisch, die Stunde zu 20 Kreuzern. Sehr stolz war sie darauf, daß sie auch die Buchhaltung verstehe und erzählte es Jedem, mit dem sie sich ins Gespräch gab, freilich zögernd und etwas verlegen; denn auf die Frage, wem sie die Bücher führe? mußte sie gestehen: „Dem Herrn städtischen Abdecker“. —

Das Englische docirte Frau Dienstag, eine unsagbar zimperliche, fadendünne Sylphide, anfangs der Dreißiger. Wenn sie durch die Räume schwebte, so schwankte ihr Oberkörper wie eine Blume auf Draht. In der Stadt hieß sie die „jungfräuliche Wittwe“; man sagte ihr nach, daß sie in der Brautnacht aus lauter Verschämtheit ihren Mann ausgesperrt hatte, welcher sich in dem eisigkalten Nebenzimmer eine Brustentzündung zuzog, der er nach drei Tagen erlag.

Dr. Blößl, der deutsche Litteratur in's Schwabengäßchen trug, besaß, um mit Shakespeare zu reden, „einen stattlichen Kopf mit Haaren“, der ihm als Aushängeschild seines Dichterthums diente. Auch im Gesicht

ließ er wachsen, was wuchs, ohne persönlichen Eingriff. Ebenso hielt er es mit den Nägeln und was darunter wucherte. Sein Antlitz war, bis auf das geröthete Näschen und einigen Finnen darin, blaß und hatte einen verklärten Ausdruck, wiewohl er innerlich so verbissen war, wie nur irgend ein verkanntes Genie es sein kann. Sein Dichterhaupt neigte dieser Olmützer Narziß, der eine verlorene Liebe und ein Dutzend unaufgeführter Dramen sein eigen nannte, stets nach einer Seite, als sollte ihm der Idealblick nach oben dadurch bequemer werden.

Im Gegensatz zu der exaltirten Vorsorge der Frau Broemel um die Ausbildung der Tochter durfte Benedikt in der Lederei seines steinreichen Onkels schon seit zwei Jahren versumpfen, freilich, ohne daß dies in der Absicht der Mutter gelegen hätte. „Von der Pike auf dienen“ war hier die ausgegebene Loosung. Und so hieß es wie ein Thier arbeiten, schwere Lasten schleppen; zur Winterszeit das Eis des am Hause vorbeifließenden Kanals aufhacken, um Häute darin zu schwenken. Dabei verging dem guten Benedikt wohl die Lust, über Erfindungen nachzudenken. Das einzige, was ihn noch geistig anregte, waren die häufigen Zuschriften seines geliebten Bruders Walther, der, alle Hemmnisse trotzig-energisch überwindend, bereits in der Akademie der Künste in Wien Aufnahme gefunden hatte. Diese espritvollen Briefe trug er stets bei sich, um sie in freien Momenten wieder und wieder zu lesen. Walther ließ in denselben kein Mittel unversucht, Benedikt zu einer Flucht zu bereden und raisonnirte,

daß er selber zwischen seinen Häuten dickhäutig und unempfindlich zu werden anfange. Zu einem solchen Schritte aber war Benedikt in seiner verträumten Gutmüthigkeit nicht zu bewegen. Der Lederhändler Konrad Broemel glich seinem älteren Bruder Bierbrauer in keiner Weise. Er war von kleiner Statur, dicklich und kurzbeinig, eine Art Stehaufmännchen. Kopf- und Barthaar hatten etwas Neger-krauses. Und kraus wie das Haar war auch sein Sinn. Er war verschlagen wie eine Katze und wußte die vor dem 70er Krach korrupten Geschäftsverhältnisse so geschickt auszubeuten, daß er mit vierzig Jahren Millionär war. Für seine eigene zahlreiche Familie sehr bedacht, knauserte er jedem Anderen gegenüber bis zur Hartherzigkeit. Aber ein Bändchen zu erobern — diese Wohlthat für sein Knopfloch ließ er sich dennoch 30,000 „Wohlthätigkeits"-Gulden kosten; und auch sein Sitz im Magistrat hatte Baares verschlungen. Die Arbeitskraft des Neffen beutete er in der brutalsten Weise aus, ohne irgend eine Entschädigung zu leisten, und er lachte in sich hinein, wenn sein Bruder, der Bierbrauer, die Thätigkeit seines Sohnes „praktisch" nannte. — In des Lederers Gesicht bemerkte man ein peinigend-nervöses Zucken, das sich in leidenschaftlichen Momenten noch rascher wiederholte. Auch ein eigenthümliches Lutschen der Zunge, wohl eine Gewohnheit aus seiner Schnuller- und Säuglingszeit, steigerte sich bei geschäftlichen Anlässen in possirlich-groteskier Weise. — Frau Broemel's unstetem Geist war es längst zuwider, daß ihr Benedikt in einem fremden Geschäft arbeite, „andere reich mache". Sie

haßte ihren Schwager, weil er reich war. „Mein ältester Sohn gehört in mein eigenes Geschäft, der eigenen Familie“, raisonnirte sie und machte ihrem Manne, nur weil er der Bruder des Lederers war, wegen einer Sache, die sie eigentlich selbst veranlaßt und einst für „genial“ gehalten hatte, die bittersten Vorwürfe. Ein Machtwort der Mutter, einem Staatsstreich nicht unähnlich — und der gute Benedikt war über Nacht aus der Leder- in die Bierbranche gerathen.

Im Laufe der Jahre hatte Broemel aus der kleinen Schenke im Schwabengäßchen die größte und besuchteste Bierwirthschaft gemacht: ganz im einfachen Stil eines Münchener Bierkellers von dazumal, ohne daß er jemals einen solchen gesehen. Für diese sichtbaren Verdienste hatte seine Frau anfänglich gar kein Verständniß; als dieselben aber auch von Vornehmen oft gepriesen wurden, fiel sie in's Gegentheil und überschätzte sie. Nun begann sie zu eifern, daß ihr Mann in Olmütz sein Pfund vergrabe. Jeden Tag bekam er's zu hören: wenn er in die Welt gehen wollte, statt hier zu sitzen, könnte er mit seinem Talent Millionen verdienen, was er seiner Familie schuldig sei. Er brauche nur den Finger zu rühren, um die Verwaltung einer großen Aktienbrauerei in Wien zu bekommen. Die „kleine Bierküche“ in Roßlitz und die „verräucherte Pöbelherberge“ drunten könne sie und Benedikt vielleicht noch schwungvoller — „genialer“ hätte sie am liebsten gesagt — als jetzt betreiben, auch ohne ihn. Und wirklich ruhte sie nicht eher, bis ihrem

Mann eine solche Stellung angetragen wurde. Anfangs zögerte er zwar; seine Frau aber ließ nicht nach, ihm eindringliche Vorstellungen zu machen. Da es ihm bald unbequem wurde, täglich neue Gegengründe zu finden, ein wenig auch aus Eitelkeit, sagte er endlich zu und verließ sein eigenes blühendes Geschäft, um den Wiener Posten anzutreten. —

Zu dieser Zeit war Benedikt 18 Jahre alt und verstand blutwenig von der Bierbranche, die er gegen die Lederei wechseln sollte, wie man Röcke wechselt. Sein erster Geniestreich war, dem Schwabengäßchen eine Veranda zu geben, und dieselbe für Regentage durch einen selbstconstruirten „praktikablen" Glasschutz zum Auf- und Niederlassen zu versehen. Die kostspielige, gänzlich zwecklose Spielerei paßte zum Ganzen, wie etwa eine Camelie in ein Gemüsebeet. Seine zweite Großthat war die Errichtung eines Signaldienstes zwischen dem Schwabengäßchen und der Bierbrauerei in Roßlitz. Sie war dem Signaldienst bei den Eisenbahnen nicht unähnlich; nur wurden hier Fahnen gehißt und zwar in allen Farbenzusammenstellungen. Natürlich mußten zu diesem Zweck „Stationen" errichtet werden. Der ganze Spaß war zu nichts weiter gut, als höchstens die Abfahrt einer frischen Biersendung zu avisiren. Im übrigen saß der „junge Herr" abends an der Kasse und nahm Geld ein. Da er auch hier mehr bei seinen Projekten war als bei der Controlle, so wurde er vom Frack-Proletariat beim „Markiren" weidlich geprellt. Nur Einer darunter war ehrlich und besaß eine wahre

Hundetreue für die Familie Broemel. Dieser breite Bursche stak in einer wahrhaft „glänzenden" Adjustirung. Frack und Hose zeigten nämlich förmliche Speckspiegel und Schmutzkrusten. Die Gäste erheiterte Thomas — so hieß der Kellner — durch seine siegreichen Wetten: ausnahmslos alles, was da kroch und lief — Spinnen, Kellerasseln, Kakerlaken mit dem Behagen eines Schnepfendreck-lüsternen Gourmants aufzufressen.

Neben Benedikt saß sein treuer Trabant, der große, weiße Pudel Caro. Eines hatte der Quadripode Thomas voraus: die Intelligenz. Auf dem Stuhle stehend, legte er die Vorderpratzen auf das erhöhte Kassenpult mit seinen vielen Fächern für die verschiedenen Münzsorten und paßte stundenlang mit hocherhobener, individueller Schnauze, ob nicht einer, ohne zu zahlen, sich drücken möchte. In solchen Fällen gab er ein grimmiges Knurren von sich, schnappte bei Renitenten wohl auch zu. Caro besaß sogar Kenntniß der Münzen. Erlaubte man ihm beispielsweise, sich etwas aus dem Wurstladen zu holen, so wühlte er solange mit seiner Schnauze im Gelde, bis er das zu dem Delikatbissen bewilligte Kupferstück gefunden hatte. Kein Wunder, daß Caro zu den beliebtesten Persönlichkeiten der Stadt zählte, und in allen Lokalen, die er schmarotzend besuchte, wie ein Mensch begrüßt wurde.

Noch mehr wurde Benedikt betrogen, als er anfing, den schmucken „Hannah"-Dirnen in ihren buntfarbigen Kopftüchern, wenn sie Bier über die Gasse

holten, zärtliche Aufmerksamkeiten zu schenken. Stille Wasser sind tief, und Benedikt entwickelte sich schnell zu einem leidenschaftlichen, ja rücksichtslosen Mädchenjäger, was auch bis in sein vorgerücktes Alter seine einzige Leidenschaft blieb.

Er besaß nun ein wirkliches, sogar eigens erbautes Laboratorium im Hause und konstruirte augenblicklich mit Hilfe eines bedürftigen Technikers, den er völlig erhielt, eine Eismaschine. Seine Phantasie brauchte immer neue Ventile, auch in geschäftlichen Dingen. Er arrangirte venetianische Nächte und erfand die unsinnigste Reklame. Unter anderm ließ er nach einer Zeichnung seines Bruders ein Riesenplakat anfertigen, auf dem zu sehen war, wie sich Kranke auf Krücken mühsam in seine Wirtschaft schleppen, um dieselbe nach kräftigem Gebrauch seines „Göttertrankes" auf der andern Seite pudelwohl und krückenschwenkend zu verlassen. Im Jahre 1866 beim Herannahen der Preußen, als täglich die wichtigsten Kriegstelegramme von den Zeitungen als Extrablätter in den Straßen verkauft wurden, ließ er einmal ganz in demselben Format von Dienstleuten Massentelegramme vertheilen. Das Publikum stürzte mit wahnsinniger Neugierde darauf und las: „Soeben verbreitet sich das Gerücht, daß in Broemel's Lokalitäten eine frische Sendung „Göttertrank" eingetroffen ist. Offiziell wird gemeldet, daß die berühmte Musikkapelle Kropatschek Sonntag und täglich konzertirt." Die Gesichter der guten Olmützer kann man sich vorstellen. Da fehlte keine Nuance vom leisen Verdutztsein bis zum vollendeten

Schafsgesicht. Es war ein Glück für Benedikt, daß der Polizeigewaltige, dem die Sache von heißblütigen Patrioten als „grober Unfug" denuncirt worden war, mit einem Lächeln über die Sache hinwegging.

Schlimmer ging es Benedikt acht Tage später. Aus Roßlitz wurde ihm nämlich per Flaggensignal eine Meldung gemacht. Da aber die gehißte Fahne zufällig schwarz-weiß war, so wurde er abermals denuncirt, und zwar, wie das die Zeitereignisse mit sich brachten, als Freund der Preußen. Der Rebelle wurde unter starker Bewachung zur Kommandantschaft gebracht. Die ganze Stadt war allarmirt, die Straßen, die er passirte, wimmelten von Neugierigen; ihm zur Seite immer Caro, der Pudel.

Die Unschuld Benedikt's stellte sich natürlich bald heraus, aber nur seine politische. Denn es ergab sich, daß jene Fahne, die ihm beinah verhängnißvoll geworden wäre, eigentlich etwas recht Angenehmes signalisirte: ein schmuckes Dorfmädel, dem er seit Wochen huldigte.

III.

Das Dorf Roßlitz liegt auf einer leichten Erdanschwellung, die ein breiter, vergnüglich rauschender Wildbach von zwei Seiten, ähnlich wie ein Festungsgraben, einschließt und so gleichsam zu einer Halbinsel macht. Am Eingang des Dorfes stand ein kleines Haus, so wie die übrigen siebzig oder achtzig Nummern ebenerdig gebaut und sauber weiß getüncht. Es wurde bewohnt von zwei ledigen Frauen im Alter von 45 und 36 Jahren und den beiden illegitimen Kindern der Jüngeren davon. Es waren zwei kleine allerliebste Mädchen; das ältere, Flora, war fünfjährig, während das Nesthäckchen Emmy das dritte Jahr noch nicht erreicht hatte.

Alois Nothas, der Vater der beiden Frauen, war Kirchthurmdecker in einem Marktflecken des bayerischen Waldes gewesen und hinterließ nach seinem Tod jedem der zahlreichen Kinder 4000 bayerische Gulden.

Sein ältester Sohn Leonhard wollte noch höher hinauf als sein Vater und wurde Portier. Gegenwärtig vertrat er diese Würde im ersten Hotel zu Olmütz. Als der alte Nothas gestorben war, lud Leonhard seine ledigen Schwestern Martha und Margaretha zu sich nach Olmütz. Martha, die ältere, war ein kleines vertrocknetes Altjungferchen von großer Gutmüthigkeit. Sie litt an Krämpfen und duldete ergeben. Margaretha, die jüngere, war schlanker, hübscher und etwas weltlicher. Die beiden Kinder hatte sie einem fünfzigjährigen Wittwer geboren, einem Rentier in Olmütz, der die Absicht hatte, sie zu heirathen, zumal, als die reizenden Kinder zur Welt kamen. Aber die erwachsenen Kinder aus seiner Ehe, vor allem die drei Schwiegersöhne, wußten diesen Plan immer und immer wieder zu vereiteln, bis der Tod des Mannes die Streitfrage unversehens zur Erledigung brachte. Ein Testament, das Margaretha versorgt hätte, wurde nicht vorgefunden, obwohl sie behauptete, daß der „Herr" — dies war die Bezeichnung für den Vater ihrer Kinder — ein solches ihr wiederholt gezeigt. Kam auf das Testament die Rede, so sagte sie regelmäßig: „Einer von d' Schwiegersöhn' is Advokat — da is ka Wunder", und die einfältige Treue log sicherlich nicht. Dieser von ihr mit einem Instinkt, der beinahe an's Hellsehen streifte, verdächtigte Mann der Gesetze — eine „Stütze der Gesellschaft" und liberal schwätzender Reichsräthler — hatte es wirklich durchgedrückt, daß für die arme Frau nichts abfiel, als eine kärgliche Veralimentirung der beiden Kinder.

Nach dem Tode des „Herrn" kaufte sich Margaretha, die vom Vaterhause her einen besondern Hang für's Landleben besaß, in Roßlitz ein Häuschen nebst Garten und Kartoffelfeld, das sie mit der Schwester theilte. Im Anwesen der „Geschwister" — wie die beiden Frauen in Roßlitz schlichtweg genannt wurden — flatterten Tauben, tummelten sich Hühner und Enten, machten Zicklein ihre possirlichen Groteskſprünge, promenirten zwei Katzen, die aus dem Wochenbett nie herauskamen. Der Garten hinterm Hause war einfach und unschuldig — heiter, wie ein Bauerngärtchen im Hochland. Rechts und links hatte er so etwas wie einen Zaun, und nach unten verlief er in Gras und Weide bis zu seiner natürlichen Grenze, dem kecken, weidenumrahmten Bach.

Die kleine Flora hatte ein so munteres „Staberl"-Zöpfchen im Nacken sitzen, daß jeden die Lust anwandelte, neckisch daran zu zupfen. Sie zeigte sich zumeist nur im Hemd und Unterröckchen; ebenso Emmy, die jüngere. Ja, als Benedikt den herzigen Balg zum ersten Mal sah, hatte dieser nicht einmal so viel an, sondern war ganz „nackamandl", bis auf ein kurzes Hemdchen, ein wahres Feigenblatt. Vollends illusorisch wurde diese Toilette, als Benedikt — ganz verblüfft, daß auf der Welt so Reizendes herumkrabble, die Kleine anredete und sie aus Schamhaftigkeit das Hemdchen vor's Gesicht hielt. — Es war kein Wunder, daß er für den kleinen Rubensengel mit den vollen, rosigen Gliedern, dem Kirschenmündchen, den unter langen dunkeln Wimpern wie fragend hervorlugenden braunen

Augen und den goldig-blonden Flatterlocken in's Schwärmen gerieth. Er sah die Kinder zufällig im Garten spielen, konnte nicht wiederstehen, trat ein, küßte Emmy und schenkte ihr Tags darauf eine hübsche Puppe. Mit der Zeit kam er täglich und brachte jedesmal ein Spielzeug mit, so daß Emmy bald eine ganze Schatzkammer geleimter Glückseligkeiten beisammen hatte. Benedikt gewann die Kleine schrecklich lieb, und beide strahlten in heiterer Freude, so oft sie miteinander spielten. Eines Tages ließ eine Nachbarin, die zum Besuch da war, die Bemerkung fallen: „Se, Herr von Broemel, passen's auf; des Madel wird noch a mal Ihre Frau". Merkwürdig, es gab Benedikt, obwohl er auflachte, einen Stich. Emmy heirathen? Ein Spaß! dachte er. Aber, daß man sich verheirathe, daß er sich einmal verheirathen könnte, daran hatte der Zweiundzwanzigjährige bis zur Stunde nicht gedacht. Diese Idee trat heute zum ersten Mal in seine Sinne, und es wurde ihm warm. Längst, nachdem er das Haus der „Geschwister" verlassen hatte, dachte er unwillkürlich an die Bemerkung der Nachbarin. Plötzlich, schon am Abend des Tages, auf einem einsamen Spaziergang, durchzuckte ein Gedanke sein Hirn: Warum nicht? Er konnte ja Emmy einmal heirathen. Erst aufziehen, etwas Ordentliches lernen lassen, dann heirathen. Diese Idee erschien dem jungen Phantasten wie eine neue große Erfindung, und schon Tags darauf trat er wirklich mit diesem Vorschlag an Frau Margaretha heran. Gleich begann er auch das Erziehungswerk mit allerlei Rathschlägen und Belehrungen. Ja, der Idealist bestand

auf eine förmliche Verlobung und kam zu diesem Zweck an einem Nachmittag in seinem schmucken Wägelchen mit einem Korb voll Kuchen und guter Sachen, zwei Puppen für Braut und Schwägerin in spe, vorgefahren. Emmy bekam außerdem noch eine hübsche Halskette aus Korallen und ungeheuer viel „Guterln“, wovon sie so viele in ihr kleines Mündchen pfropfte, daß die Mutter aus Sorge, die Verlobung könnte mit einer Diarrhöe der Braut jählings enden, ihr die Süßigkeiten abnahm. Darauf großes Klagegeschrei der Festkönigin, und der erziehende Bräutigam fühlte sich veranlaßt, seine Erwählte zur Strafe vor die Thür zu stellen.

Sechs Monate nach dieser Verlobung zwischen einem großen und einem kleinen Kinde, an einem der ersten Frühlingstage, wo der Mensch zum ersten Male ohne Ueberzieher ausgeht und sich so frei und leicht fühlt, als wären schwere Ketten von ihm abgefallen, kam Benedikt bei den „Geschwistern“ vorgefahren. Martha und Margaretha nebst den beiden Kindern standen schon vor der Hausthür, um Benedikt jubelnd zu begrüßen. Emmy kletterte sogleich an ihm empor und applicirte ihm ein schnalzendes Küßchen; dann aber glitt sie schleunigst zur Erde und begann, sich auf die Fußspitzen stellend, mit großem Eifer eine Durchsuchung der Taschen, die natürlich nicht erfolglos war. Während dieser Plünderung hatte Flora den von der Mutter ausgespannten Braunen am Halfter gefaßt und führte ihn zur hafergefüllten Futterkrippe am Gartenzaun. Caro, der Flügel- und Generaladjutant Benedikts, schien mit diesem Arrangement sehr

zufrieden; denn seine unendliche Glückseligkeit vermochte sich nicht mehr durch bloße Bocksprünge auszujubeln, sondern steigerte sich zu einem himmelhochjauchzenden „Wau, wau!“ —

Im Garten, unfern vom Bache, warf sich Benedikt ohne weiteres auf den Rasen und die kleine Braut über ihn her, um auf ihm herumzuklettern und in Haar und Bart zu krabbeln. Bald lag auch die kleine Flora neben den Beiden im Grünen, und da sie doch auch etwas liebkosen mußte, so umhalste sie den Caro und wälzte sich mit ihm übermüthig umher.

Benedikt fühlte sich an diesem Tage wie aufgelöst in Glück. Er war viel zu zerstreut, zu abwesend, um sich liebevoll in die Natur zu versenken, an jedem sprossenden Gräschen verständnißvolle Freude zu empfinden; aber sie beglückte ihn, wie sie jeden guten Menschen beglückt. Die kleine Emmy im Arm, lächelte er verklärt in die grünende Welt. Dies erste Keimen und Knospen: — welch' herrliche Exposition eines gewaltigen Schauspiels! Die Bäume und Sträucher leise angehaucht von jungfräulichem Grün; der Himmel morgenrein und von zarter Durchsichtigkeit. Im klaren Bache huschten die Forellen schattenhaft und pfeilgeschwind, wie vom Bogen geschnellt, durch das üppige Wassergras am Grunde. Die Vögel in den Gipfeln vertrauten sich in lockenden Tönen die ersten Regungen der Liebe. —

„Schmetterling! Schmetterling! Schau, Benedikt! Schmetterling!“ rief plötzlich Emmy, ihre großen Augen verwundert aufreißend und mit ihrem Fingerchen hin=

deutend. Richtig! Es war ein Schillerfalter, den voreilige Sonnenstrahlen zu früh ausgebrütet hatten. Was fing er nun hier an, der kleine Vorwitz, in dieser noch blumenlosen Welt? Keine Wirthschaft „Zum guten Tropfen“ mit einigen auslugenden Staubfäden als Wirthshausschild! Er glich einem Genie, das sich einige Jahrhunderte zu früh in die Zeit gewagt und darum zu Grunde gehen muß. Das bunte Thier flatterte ungeschickt und wie verloren durch die Luft, und setzte sich endlich auf ein Hälmchen des noch winterlichen Grases. Hier entfaltete es, im Sonnenglanze wohlig badend, die Pracht der jungen Flügel, indem es sie wiederholt lange ausbreitete und schloß, was eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Fächerspiel einer koketten Schönen hatte.

„Ich fang' mir Schmetterlingl“, sagte Emmy und machte einen vorsichtigen Schritt näher, wobei ihr Gesicht einen überaus lauernden und dadurch äußerst putzigen Ausdruck bekam. Benedikt sagte lachend: „Da mußt' ihm erst Salz aufstreuen, Emmy. Der wird auf Dich warten, Du kleiner Esel!“ Emmy aber unbeirrt, pirschte sich immer näher an ihr buntgesprenkeltes Wild und sieh da! es bedurfte keiner großen Geschicklichkeit: der Falter ließ sich wie resignirt von dem Kinde greifen. „Schau!“ rief sie und zeigte Benedikt den Schmetterling, dessen geschlossenes Flügelpaar sie mit zwei Fingerchen einfach gefaßt hatte und nun triumphirend hoch hielt. Benedikt trat erstaunt näher. „Aha!“ sagte er, „das Kerlchen ist eben erst ausgekrochen, sonst hätt'st ihn nicht gekriegt, Emmy.

Schau, er hat auch noch ein ganz junges Gesichtel, so wie ein Blumerl, das erst aus der Erd'n gekommen."

Benedikt hatte Recht; der Falter war erst vorhin aus seiner Puppe gekrochen, deren durchbrochene Hülse einige Schritte davon an einem Baume klebte, und alles an ihm hatte noch etwas unberührt Weiches, jugendlich Unschuldiges. Was die Beiden beobachtet hatten, war das erste Entwickeln seines Flügelpaares, sein erstes Debut in der Welt des Lichtes.

„Laß' ihn wieder frei, Emmy, jetzt wird er schon fliegen können." Emmy verzog schmollend das Gesichtchen; aber auch Flora trat näher und sagte, die Schwester zärtlich streichelnd: „Folg' schön, Emmerl, laß ihn fliegen!"

„Erst muß er mir Bußerl geben", sagte jetzt die Kleine, setzte den Falter auf ihre Lippen und spitzte sie zum Kusse, was sehr drollig anzusehen war. Aber der Schillerfalter schien sich auf dem Kirschenmündchen recht mollig zu fühlen, denn er blieb noch eine Weile dumm und tastend sitzen, bevor er sich in sein Element aufschwang. Kaum war er fort, so warf sich Emmy im Bewußtsein ihrer braven Aufführung an Benedikts Hals. Sie küßte ihn leidenschaftlich, indem sie seinen Kopf zwischen die Aermchen drückte, was sie immer that, wenn sie sich vor Liebe nicht mehr zu fassen wußte.

Flora machte jetzt auf eine Taube aufmerksam, die dem Braunen aus der Krippe Hafer naschte. Alle sahen hin und unterhielten sich darüber, wie das Pferd durch häufiges Schütteln des Kopfes sich bemühte, die

Zudringliche zu verscheuchen. Die Taube aber ließ nicht ab, und so gab endlich der Größere als der Klügere nach und ließ sie gewähren. Nachdem sie sich tüchtig angefressen hatte, hüpfte sie munter auf den Rand der Krippe, drehte sich um und gab dem Braunen — man kennt die rapide Verdauung dieser Thiere! — zum Dank das Geraubte von hinten wieder. Als ob sie das von den Menschen gelernt hätte! —

IV.

Bei der großen Wiener Weltausstellung war Benedikt mit einigen Erfindungen für wirthschaftliche Zwecke vertreten gewesen, wovon eine sogar prämiirt wurde. Sie durch ein Patent zu sichern, vernachlässigte er; ihn interessirte, wie immer, an der Sache nur das rein Künstlerische. —

Mit dem väterlichen Geschäft ging es rapide abwärts, ähnlich dem Steine, der in die Tiefe kollert. Bei den „Geschwistern“ kehrte Benedikt täglich ein und erfreute sich an den Fortschritten der kleinen Emmy in der Schule, die er sorglich überwachte. An einem Sommermorgen, da er in heiterer Stimmung nach Roßlitz geschlendert war, sprangen ihm die Kinder glückstrahlend entgegen und riefen, in die Hände klatschend: „Katzerln! Junge Katzerln! Zwei sind schon da! Aber sie muß noch mehr geben!“ Benedikt und die ganze Familie Nothas kletterten nun eine Leiter hinan über den Ziegenstall in den Heuschober zur Wöchnerin. Diese erhob sich freudig und schien dankbar gerührt, daß man ihr Gratulations-

visite mache. Sie empfing die Ankömmlinge mit innigem, so dünn geflötetem „Miau, Miau“, als käme es aus dem Innern einer quiekenden Puppe und wand sich dabei entgegenkommend, geschmeichelt. Die Kinder hatten recht; ihr Wochenbett war noch nicht zu Ende, und die Besucher fühlten sich veranlaßt, der Kätzin abwechselnd in geburtshelferischer Absicht den Rücken so lange zu streicheln, bis sie der Welt noch zwei weitere Abbilder ihres getigerten Felles gegeben hatte. Darauf kletterten alle wieder herab, zuletzt Benedikt, die kleine Emmy im Arm. Aber welche Ueberraschung unten! Mitten im Hofe wartete Frau Broemel, hochaufgerichtet und die Arme herausfordernd in die Hüften gestemmt. Die Stirn war gerunzelt und die großen Augen blickten zornig: „Nette Beschäftigung! Mit solchen Leuten verbringst Du Deine Zeit. Da soll das Geschäft nicht zu Grund' gehen!“

Benedikt war vor Erregung kreidebleich. Die Geistesgegenwart, sogleich entschieden zu handeln, fehlte ihm und mit ausgetrocknetem Gaumen stotterte er nur so etwas wie „Mutter — ich — bitte — Dich — —“, wobei man sehen konnte, daß selbst seine Zunge bis zur Wurzel blutleer geworden war. Frau Broemel aber, sich ganz Präsident in „Kabale und Liebe“ fühlend, wenn er im Hause des Musikers erscheint, fuhr heftig gestikulirend fort: „Wegen so einer hergelaufenen Gesellschaft hast Du das Geschäft glücklich auf den Hund gebracht. Das Geschäft, das Dir der Vater anvertraut hat. Die ganze Familie ist geschädigt: die arme Charlotte ist noch unversorgt. Was

nützt mein rastloses Denken, Arbeiten, meine Willenskraft, mein Fleiß, wenn Du mit dem Gesindel —" hier trat Benedikt knapp an seine Mutter heran und befahl tonlos: „Kein Wort mehr!" Die Art und Weise, wie dies gesprochen wurde, sein veränderter Gesichtsausdruck konsternirte sie. So hatte sie ihren Sohn noch nicht gesehen. Dem ungeachtet wollte sie weiter reden. Da aber wurde Benedikt's Miene zur versteinerten Wuth und Wildheit und laut und schneidend schrie er: „Du gehst. Sofort!" Frau Broemel erschrak bis in's Herz. Benedikt ergriff ihre Hand nicht sanft und führte sie zum Wagen. Wenn ein guter Mensch einmal grausam wird, so bohrt er sich mit schmerzlicher Wollust immer tiefer in diese für ihn fremde und unnatürliche Empfindung; er wühlt gleichsam selbstmörderisch in seiner Seele. Benedikt drückte, obgleich das nicht mehr nöthig, immer heftiger und härter die Hand der Mutter, bis diese im Wagen saß. „Nach Hause!" befahl er dem Kutscher brutal. Das Gefährt rollte davon.

Nachdem Benedikt einen Augenblick mit sich allein geblieben, um ruhiger zu werden, trat er in's Haus. Die „Geschwister" saßen weinend in einer Ecke, und die Kinder standen mit fragend verdutzten Gesichtern daneben.

„Nichts übel nehmen — bitte! und nicht weinen!" — sagte Benedikt mit stockender Stimme, „ich kann jetzt nicht sprechen. Aber ich komm' zurück, noch heute. Nicht weinen." Und ohne weitern Abschied lief er fort in tiefster Erregung.

Auf dem Heimwege begann es sich allmählich in seinem Innern zu klären, und was in Unordnung gerathen, zog sich wieder zusammen. Er überlegte: Zuerst die Familie Nothas! Nun, sie wird sich beruhigen lassen. Ich will ihr sagen, wie die Mutter ist: sanguinisch, körperlich leidend und dadurch leicht gereizt. Die Sache selbst bleibt, was sie war. Natürlich, die Sache bleibt! Das war bei ihm im reinen. Aber seine Mutter, die Mutter! Daß er sie so behandelte, behandeln mußte! Tiefer Jammer erfüllte sein Herz. Ein unendlich herbes Gefühl! Unnatürlich, wie früher seine Grausamkeit, war jetzt die Bitterkeit darüber. Und erst, als die Augen sich langsam feuchteten, wurde es ihm leichter. „Aber warum ist sie auch so?" sagt er dann wieder zu sich. „Warum beleidigt sie diese guten Leute in so hochmütig bornirter Weise! Und wie kann sie mir sagen, daß ich meine Geschwister bestehle? Denn das hat sie mir ja vorgeworfen, oder ungefähr so etwas. — Ich wäre doch lieber Techniker geworden. Warum hat sie mich nichts Ordentliches lernen lassen. Ja, ja, die Leute haben recht; ich bin nicht eins, nicht das andere. Ein Dilettant, basta! Aber „nicht arbeiten"? Ich thu doch, was ich kann im Geschäft. Ich bin mir keiner Schuld bewußt!" — Er trocknete die Augen und ging ruhiger und sinnend, den Kopf zur Erde geneigt, weiter. — „Leider, ach leider", sagte er nach einer Pause halblaut vor sich hin. „Sie ist nicht, wie sie sein sollte. Ja, wenn meine Mutter wäre, wie — wie andere Mütter! Wie — die arme Nothas draußen. Wie

wäre alles anders gekommen! Walther freilich hat sich durchgerissen. Und warum? Nur weil er sich frühzeitig auf und davon gemacht!“ Wieder ging er eine Strecke in Gedanken weiter. „Und doch — doch —“, sprach er kopfschüttelnd, „ich war zu schroff. Ich habe sie ja behandelt — behandelt — —! Was steckt doch für ein Thier im Menschen! — — Ich muß es wieder gut machen. Unbedingt! Aber wie tret' ich jetzt vor sie hin?! —“ Unter solchen Gedanken war Benedikt im Schwabengäßchen angelangt. Noch hatte er nicht das Thor erreicht, da rief ihm Thomas freudig zu: „Geschwind, Herr Benedikt, geschwind. Grad ist er an'kommen! Von Wien, der alte Herr!“

„Was?“ fragte Benedikt erstaunt. „Mein Vater?“ Damit hastete er, jedesmal drei bis vier Stufen nehmend, die Treppe hinauf.

Die ganze Familie war im „Salon“: gruppirt um einen Tisch, auf welchem Herr Broemel soeben die mitgebrachten Geschenke ausbreitete. Dem eintretenden Benedikt ging der Alte freudig entgegen und Beide umarmten sich nicht ohne Rührung. Unversehens war auch Frau Broemel an ihren Sohn herangetreten und drückte ihn, leise schluchzend, an sich, worauf dieser tiefergriffen ihre Hände küßte.

Herr Broemel hatte währenddem einen Gegenstand behutsam aus dem Seidenpapier gewickelt und sagte: „Hier, Benedikt. Das habe ich Dir mitgebracht. Eine echte Bernsteinspitze. Großartig! Was? Und außerdem einen Bambus. Elegant! Und schau — praktisch!“

„Wirklich prächtig, Beides! Ich danke Dir!“ sagte Benedikt und probirte, indem er einige Schritte machte, den Stock als Stütze. Dabei fragte er nebenhin: „Du bleibst doch gewiß länger bei uns, Vater!“

„Ja, ja“, entgegnete dieser unwirsch und wie ausweichend.

„Auch geschäftliche Angelegenheiten?“ fragte Frau Broemel. Das Gesicht ihres Mannes verdüsterte sich: „Laß heute!“ sagte er unwillig abwehrend, „heute will ich nichts hören. — Da schau Dir die Fischstöcke an, Benedikt. So 'was hast Du noch nicht gesehen. Prima! In sechs Stücke zerlegbar. Damit kann ich Karpfen von zehn Pfund und mehr aus der Donau holen.“ —

„Und wie lange gedenkst Du hier zu bleiben, Broemel?“ interpellirte ihn seine Frau auf's Neue.

„Immer! — Immer!“ antwortete er in gereiztem Tone; „der Herr gehört in's Geschäft!“ —

Frau Broemel und Benedikt waren perplex.

„Was, Du gehst nicht mehr zurück nach Wien?“

„Nein, Donnerwetter, nein! Aergert mich nicht! Ich brauch' keinen Diener zu machen bei fremden Leuten, wo ich hier Herr sein kann. Ich hätt' überhaupt nie dorthin gehen sollen, mich zu blamiren. Aber Du hast mir ja keine Ruh' gelassen“, wendete er sich an seine Frau. Und damit bedeutete er den Kindern, sie mögen sich jetzt mit ihren Geschenken entfernen. Auch Charlotte; nur Benedikt möge bleiben. Dann fuhr er fort: „Nun habt Ihr's. Dort bin ich fertig und — hier auch. Hier habt Ihr mir mein

schönes Geschäft ruinirt, ruinirt, ganz ruiniert. Ich weiß Alles!“

Frau Broemel erhob sich stolz herausfordernd, die Hand auf den Tisch gestemmt: „Wir haben übermenschlich gearbeitet für Dein Greißlergeschäft, verstanden? Und schrei hier nicht so wie ein Bauer!“

„Mach' mich nicht rabiat“, schrie Broemel und sein Gesicht wurde roth vor Zorn. „Ich bin heut' zu Allem fähig. Ich zerschlag' Alles!“

„Aber, Vater, Vater!“ beschwichtigte Benedikt.

„Das Weib da glaubt gescheidt zu sein?! Ein dummes Weib, sag' ich Dir, Benedikt, dumm und unpraktisch! Ich hätt' ein reicher Mann sein können. Die ganze Schwabengasse hätte mein sein können. Statt dessen bin ich zu Grunde gerichtet. Alles ist verschustert. Alles, auch was ich mir in Wien vom Mund abgespart und Euch geschickt habe. Alles hat der Blutsauger, der Lampert. Das kommt vom Hochmuth dieser Frau, die mich zu allem verleitet!“

„Ja, aber ist denn augenblicklich etwas.....?“ fragte Frau Broemel jetzt mit bestürzter Zurückhaltung.

„Einsperren läßt mich der Lampert, wenn ich nicht bis morgen zahle. Mit dem Credit ist's aus. Der hat 'ne feine Nase. Der weiß genau, daß wir auf'm Hund sind. Ich hab genug geschrieben und telegraphirt, daß er den Wechsel prolongirt. Nichts da! Wenn ich nicht zahle, läßt mich der ruhig einstecken.“

Frau Broemel und Benedikt waren leichenblaß geworden. Sie lief aufgeregt und verzweifelnd im

Zimmer umher, rang die Hände und griff sich exaltirt in's Haar.

„Gotteswillen! Gotteswillen! — Das darf nicht sein! Die Familie! — Die Schande! — Die arme Charlotte! — — Nein, das wird der Lampert einem Familienvater nicht anthun! Ich geh' zu ihm. Gleich. Sei ruhig, Martin. Verlaß Dich auf Deine Frau! Und wenn der Lampert wirklich so hart ist — ist nicht Dein Bruder Konrad da? Der Lump, für den der Benedikt sich jahrelang geschunden im Geschäft, jetzt soll er nur helfen!" Damit griff sie nach Hut und Sonnenschirm und eilte davon.

Herr Broemel, dessen Aufwallung sich wieder gelegt hatte, sagte zu Benedikt: „Lassen wir die Mutter. Gescheidt ist sie ja, aber furchtbar unpraktisch. Nun, laß' sie ihr Glück versuchen, meinetwegen. — Benedikt komm' — gehen wir jetzt herunter in die Lokalitäten." —

Lampert zählte zu den hartherzigsten Wucherern der Stadt. Er war erst seit einigen Jahren hierhergekommen, der Erziehung seiner Kinder wegen, für die er auf's zärtlichste sorgte. Früher hatte er gleich seinen Vorfahren Oekonomie und Wucher auf dem Lande getrieben. Er war Jude; aber seine ländliche Herkunft hatte das prononcirt Jüdische einigermaßen verwischt. Er hatte etwas Stramm-feistes; dabei waren seine Lippen und das glatte, blaurasirte Gesicht blaß und blutleer. Alles an ihm war korrekt und sauber, und er hatte in seinem Benehmen etwas Salbungsvolles, ja Feierliches. Er war nicht ohne Ehrgeiz und hielt darauf,

als strenger Ehrenmann vor der Welt zu erscheinen. Machte man ihm seines himmelschreienden Wuchers wegen Vorwürfe, so lautete die stereotype Antwort: „Mein Geschäft ist das einzig Reelle; denn über den Werth meiner Waare kann Keiner im Zweifel sein, der zu mir kommt.“ —

Frau Broemel erreichte nichts bei ihm. Würdevoll stand er neben seinem eisernen Geldschrank und sagte feierlich wie immer: „War Ihr Mann ein Kind, als er zu mir gekommen ist? Hat er nicht gewußt, was ich ihm gebe? Und wie ich es ihm gebe? Hab' ich nicht dreimal prolongirt?“

Frau Broemel bat ihn, er möge doch als Familienvater mit einem Familienvater Rücksicht nehmen. „Eben, meine Dame“, entgegnete er, „weil ich selbst Familie habe, darf ich einer anderen Familie zu liebe die eigene Familie nicht benachtheiligen. Thut mir leid.“ —

Frau Broemel riß endlich die Geduld und aufgebracht verließ sie das Zimmer. —

Bruder Konrad, der Lederer, zuckte noch nervöser, lutschte noch leidenschaftlicher an seiner Zunge als sonst, trommelte mit den Fingern auf dem Tisch und pfiff abwechselnd. Er gab Frau Broemel tausend gute Rathschläge, bedauerte aber, augenblicklich nicht bei Kasse zu sein. Uebrigens wolle er Bruder Martin gerne begrüßen und vielleicht nachmittags vorsprechen.

Als Frau Broemel ihrem Manne mittheilte, daß ihre Wege umsonst gewesen, sagte er: „Hab' ich gewußt. Die Zwei kenn' ich. Uebrigens wär's damit

auch nicht gethan. Sind noch zwei andere Wechsel zu zahlen. Pacht kommt auch. Na — was soll ich mir den Kopf einnehmen; ändern kann ich's doch nicht. Was kommen muß, wird kommen. Aber heute will ich einmal nichts mehr hören." —

„Ich begreife Dein Phlegma nicht", entgegnete Frau Broemel, deren Aufregung sich noch immer nicht gelegt hatte. „Ich werde noch Alles in Bewegung setzen, um von der Familie den Schlag abzuwenden. Ich bin ja doch immer diejenige, die Alles aufrecht erhält. Bevor das Geld nicht da ist, lege ich mich nicht schlafen." —

„Meinetwegen", sagte Broemel. „Ich laß' heut' die Sache laufen. Ich fahr' jetzt einmal in meine Brauerei. Komm' Benedikt!" — Damit nahm er seine Fischstöcke und gleich darauf fuhren beide davon, nach Roßlitz. In der Brauerei wurde der „alte Herr" von den Bediensteten herzlich begrüßt, was ihm ungemein wohl that. Denn beliebt zu sein bei seinem Personal, als der leutselige, populäre Mann zu gelten, darauf hatte er all' sein Lebtag viel Werth gelegt. Nachdem er kopfschüttelnd und über die vielen „unpraktischen" Neuerungen stillseufzend die Brauerei durchschritten hatte, suchte er mit Benedikt die „Geschwister" auf. Er war schnell gut Freund mit Allen und schon nach einer Viertelstunde saß er angelnd am Bach: Emmy rechts, der Pudel links. So paßte es lange, das merkwürdige Trio, und ließ kein Auge vom Floß, in größter Spannung, ob es wohl zucken werde. Benedikt hatte sich in geringer Entfernung davon in's Gras

geworfen, stützte den Kopf in seine Rechte und sah wie abwesend vor sich hin.

Die „Geschwister“ und Flora waren in der Küche beschäftigt, alles zum Backen der Fische parat zu halten; denn die großartigen Vorbereitungen, die vielen seltsamen Angelgeräthe aus Wien, imponirten ihnen derart, daß sie einen Fischzug, mindestens so groß wie den im See Genezareth, erwarteten. Nach geraumer Zeit kam Margarethe heraus, um Alles in Empfang zu nehmen, was bereits geangelt war. Als sie aber auch nicht ein einziges Schwänzchen vorfand, mußte sie lächeln. Sie wollte sich nun wieder still entfernen; da bemerkte sie Benedikts traurige Miene. „Was haben's denn, Herr Benedikt? Sie sind ja gar nit lustig. — Jesses, Sie werden sich doch nit mehr wegen heut' früh sorgen! Das is längst vergessen!“

Benedikt drückte ihr innig die Hand. Dann aber sagte er: „Ach, meine liebe Frau Nothas, mich bedrückt noch was anderes.“

„Was denn, Herr Benedikt? Was?!“

„Sie haben ja heut' meine Mutter gehört. Vielleicht hat sie recht. Vielleicht hab' ich wirklich das Unglück unserer Familie verschuldet.“

„Nein, Sie nit, Sie gewiß nit! Aber, mein Gott, is denn wirklich wahr, daß es schlecht steht mit dem Geschäft?“

„Ihnen vertrau ich's an, Frau Nothas, augenblicklich steht's nicht zum Besten.“ —

„Jesses, Jesses! Aber daran is doch nur die schlechte Zeit Schuld.“ —

Als darauf Benedikt Margarethen den traurigen Sachverhalt flüchtig geschildert hatte, stand sie einen Augenblick nachdenkend da und entfernte sich dann schnell. Kurz darauf kam Flora in den Garten und bat Benedikt, er möge doch in die Stube kommen und den Herrn Vater mitnehmen, die Mutter hätt's gesagt. —

Sowie die Broemels eingetreten waren, schob Margarethe die Kinder hinaus. „Sie dürfen nicht bös sein, Herr Benedikt", begann sie, „ich hab' meiner Schwester Alles von Ihnen g'sagt; denn die red't gegen Keinen was, darauf können S' sich verlassen. — Jetzt möchten wir Sie fragen, ob Sie mit den paar Obligationen, die wir haben, ausreicheten? Ich mein', wenigstens für morgen, damit der gute, alte Herr nit das Unglück hat — — na, Sie wissen ja. — 8000 Gulden Bayerische hätten wir beide, gelt Martha?"

„Ja, ja", nickte die Angeredete mit einem etwas stumpfsinnigen, aber unbeschreiblich glückseligen Lächeln. Benedikt sah die beiden Frauen erst verwirrt an, wie einer, der etwas nicht zu fassen vermag. Seine Augen wurden naß, und ohne ein Wort sagen zu können, sank er schluchzend auf den Stuhl nieder.

Während nun Martha, dem Wink der ältern Schwester gehorchend, aus einem alten schwarzen Holzkoffer mit Eisenbeschlägen ein ziemlich großes Packet hervorholte, sagte Margarethe: „Aber, Herr Benedikt, was thun's da? Das is für uns nur a Ehr. Und zu verlieren is nix bei so'm Haus, das weiß ich."

Benedikt sprang vom Stuhl auf und drückte erst Margarethe, dann Martha bewegt an sich. „Was

meinst Du, Vater, fragte er den Alten, der auch dastand in einfältiger Rührung, „sollen wir's nehmen?"

Als Broemel noch zögerte, sagte Margarethe gekränkt: „Sie werden's uns doch nit abschlagen. Das wär' uns schon sehr leid, gewiß sehr leid!"

„Na", sagte jetzt der Alte, indem er Margarethens Hand ergriff, „in Gottes Namen, Benedikt, nehmen wir's! Zurückzahlen werden wir's." — „Und mit großen Zinsen", rief Benedikt lebhaft, „und bald! Jetzt sind wir ja Zwei zur Arbeit!" —

Als Benedikt später darnach wieder in's Freie trat und die kleine Emmy erblickte, eilte er auf sie zu, hob sie empor und drückte sie so leidenschaftlich an sich, daß sie „Au" schrie, „Du thust mir ja weh! Loslassen — Laß mich — Laß mich!"

„Nie — nie!" sagte er leise mit gepreßter Stimme, und es klang wie ein Schwur, wie ein inniges Gelöbniß.

V.

Es war ein krystallklarer, hellschimmernder Wintertag. Durch die Luft sprühten Eisfunken gleich winzigen Glassplittern, glitzernd, flirrend im Sonnenlicht.

Emmy bat schon seit einer Stunde Benedikt, der seither im Tage mindestens einmal das Haus der „Geschwister“ aufgesucht hatte, sie mit zur Stadt zu nehmen.

„Aber, ich hab’ ja heut kein Wagerl mit, Emmy.“

„I lauf schon. I bin schon oft g’loffen.“

„Es geht nit, Emmy. Es ist zu kalt. Bleib hübsch zu Haus.“

Das Gesicht des Kindes ähnelte der Stimmung knapp vor einem Gewitter: man fühlte, es muß jeden Augenblick losbrechen. Ihr Mündchen verzog es dabei so trotzig-schmollend, daß es ordentlich rüsselförmig wurde. „Nein, i mag nit, i mag nit, i mag nit!“ rief sie unter Thränen so lange, bis Benedikt nachgab. Nun legte auch Flora ein gutes Wort für ihre kleine Schwester ein, bis die Mutter endlich eingewilligt und versprochen hatte, sie Abends abzuholen.

Schon nach einer Viertelstunde marschirte Emmy, deren Händchen Benedikt gefaßt hatte, auf der Land-

straße der Stadt zu. Sie sah prächtig aus in ihrem Winterkostüm, das Benedikt ihr Stück für Stück aus der Stadt mitgebracht hatte: eine kleine Seemöve! Die Locken ihres Haars lugten aus der weißen Wollhaube goldig hervor; die runden Bäckchen nebst Stumpfnäschen waren rosig gefärbt von der scharfen Luft. Benedikt war entzückt: „Bist heut schon sehr nett, Emmy!"

„Gelt", sagte sie, „das schöne G'wand und die Stief'letteln mit den vielen Knöpferln, die Du mir mitbringt hast?" Dabei streckte sie das rechte Beinchen vor, es in naiver Koketterie zu präsentiren. Sie strampelte lustig vorwärts auf dem schneeknisternden Boden und verlangte über alles Aufklärung, was ihr in's Auge fiel. Sehr ergötzte sie ein nach drei Richtungen mit ausgestreckten Holzarmen deutender Wegweiser. Ihre größte Verwunderung aber erregte eine runde Warnungstafel, da wo die Straße sich abwärts neigte. Sie war bemalt mit einem großen Hemmschuh; darunter rebusartig nichts weiter als der k. k. diktatorische Imperativ: „Oder 3 Gulden". Emmy hielt das Ding für das Schild eines Schuhmachers und fragte, wo dieser wohne. —

Zur Belohnung für ihren resoluten Marsch wurde sie in Olmütz zum ersten „Zuckerbacher" der Stadt geführt. Sie aß drei- oder viererlei Kuchen zur Chocolade und benahm sich dabei, die Würde des Augenblicks empfindend, ordentlich gesetzt und damenhaft. Sogar eine Serviette erbat sie sich, um sich Mündchen und Hände zu wischen. Beim Fortgehen gedachte sie

der Schwester und erlangte selbstverständlich eine Monstredüte für dieselbe. Darauf ging's in einen Spielwaarenladen. Soviel Glückseligkeit in einem einzigen Raum — es wirkte auf sie wie eine Offenbarung. Sie stand da, stumm und staunend, und war in ihrer Verzückung unfähig, unter den tausend Herrlichkeiten das Herrlichste zu erwählen, so daß Benedikt schließlich nach Gutdünken einiges herausgriff.

Als sie aber draußen waren, verzog Emmy das Mündchen und brummelte etwas, das Benedikt nicht verstand. „Was hast Du, Schneckerl? Sag'!"

Emmy brummelte weiter. Das dauerte so auf dem ganzen Wege bis in's Schwabengäßchen. Jede Bemühung, herauszukriegen, was die Kleine mit dem Gemurmel wollte, war vergebens. Endlich, als Benedikt das Ohr zu ihr niederhielt und so scharf als nur möglich hinhorchte, erhaschte er ein paar Silben: „Pu . . . . . möcht . . . . . ."

„Was?"

„Ein Pupp'n — möcht . . . ."

„Ja so!" lachte er, „eine Puppe möchst Du. Warum hast's nicht dort gesagt, Wurstel."

Natürlich ging's sogleich zurück in den Laden und Emmy bekam die größte und schönste Puppe, welche die kleinen Mädchen ja so zärtlich lieben, daß man beinahe an eine Vorahnung ihrer künftigen Bestimmung glauben möchte. —

Sie war so selig darüber, daß sie bald ihre neue Gespielin, bald Benedikt küßte und ausrief: „Gelt, Benedikt, wir heirathen uns!" Es ist schwer zu sagen,

was sich das kleine Menschenkind dabei dachte, etwas ganz Unrichtiges aber sicherlich nicht; denn jedenfalls lag für sie darin der Begriff des stetigen Beisammenseins. — Benedikt brachte die Kleine in das Zimmer seiner jüngsten Geschwister, wo sie sich so lange spielend unterhielt, bis sie von ihrer Mutter abgeholt wurde. Denn seit die Nothas' Geld geliehen, wurden sie im Schwabengäßchen hoffähig.

Wichtige Dinge gingen übrigens heute im Hause vor. Ein langjähriges Phantasiegebilde der Frau Broemel war in die Materie getreten: ein Freier Charlottens saß im Salon! Leider fehlte dieser Materialisation das Materielle; denn der da saß und freite, war nichts weniger als ein Millionär. Er hatte eine weite Brautfahrt gemacht. Er war aus dem Schlesischen gekommen, wo er ein kleines, ziemlich verschuldetes Besitzthum bewirthschaftete, das ihm sein Vater vor zehn Jahren, als er durchs juristische Examen fiel, als Lebensrettung gekauft hatte. Nebenher handelte er mit ungarischen Ochsen. Johannes Belof war ein mittelgroßer, strammer Bursche mit schönen, regelmäßigen Gesichtszügen, krausen, semmelblonden Haaren, ähnlich einer gelben Weizenstrohkappe auf einem Bienenkorbe. Noch heller, fast milchig war die Farbe der Augenbrauen und Wimpern; dadurch fehlte jeder Kontrast und das Gesicht blieb leer. Belof war sehr lebhaft, aber seiner Agilität fehlte die Grazie. Sein burschikoses Wesen war legirt mit einer guten Dosis Unkultur. Der Gedanke, daß dieser „Wasserpolak“, wie Frau Broemel Belof zu nennen beliebte, ihre Tochter, dies

Wunder von Schönheit, Tugend und Vortrefflichkeit, erzogen für einen gedoppelten Millionär, heimführen sollte, entsetzte sie. Anders dachte Charlotte. Zwar war sie durch das ewige mütterliche Renommiren mit ihren Reizen nicht ohne Gänsedünkel; aber sie bedachte ängstlich ihre 28 Jahre und daß sich noch kein Besserer eingestellt. Auch hatte das unaufhörliche Reden vom Heirathen und Partienmachen endlich ihre Sinne aufgereizt, und sie wollte jetzt einen Mann. Eigentlich war sie schon vor zwei Monaten, als ihr die Partie offerirt wurde, mit sich einig, zu acceptiren, wenn Belof nicht direkt etwas Abstoßendes an sich habe.

Die beiden Ehe-Anstifter, Herr und Madame Bumm, saßen in einem anderen Zimmer des Hauses und hatten sich seit früh Morgens ausschließlich mit Essen und Trinken beschäftigt. Frau Bumm glich einem Frachtschiff mit mächtig gewölbtem Bauche und geblähten Segeln. Noch ein Zoll und sie hätte sich als Riesendame in jeder Jahrmarktbude produciren können. Madame war trotz ihrer Fünfzig noch hübsch beisammen und appetitlich und hielt etwas auf sich. Ihre Toilette, der nie etwas Weißes fehlen durfte, war stets von peinlicher Sauberkeit. —

Ihr erster Mann, ein Wachtmeister, fiel im Jahre 59 in Italien und machte sie mit 25 Jahren zur Wittwe. Alles, was er ihr hinterlassen hatte, war das Mobiliar, so daß sie in der Lage war, zwei Zimmer abzugeben. Sie vermiethete nur an „solide Herren“, weil sie nach ihrem freimüthigen Geständniß „ohne Herren nun einmal nicht auskommen könne“.

Ihre andere Passion, die für's Lotto, brachte sie einmal um Alles, auch um die schönen Möbel. Nun hieß es, sich mit einem Stübchen nebst Kammer begnügen. Letztere überließ sie, treu ihrer Neigung, einem Aftermiether. Dieser nun war seit einigen Jahren zu ihrem zweiten Mann avancirt. Eigentlich ist es gewagt, mit dem Begriff Mann ein so winziges Kerlchen, wie den dermaligen Gatten unserer Riesendame, in Einklang zu bringen. Der ganze Herr Bumm maß nicht viel mehr als zwei Ellen und war so dünn, wie eine ausgetrocknete Aalhaut. Die Wangen waren konkav und bildeten zwei tiefe Gruben in dem alten, bartlosen Gesicht. Aus dem Corpus seiner Ehehälfte hätte man acht bis zehn Portionen solcher Männlein mit Leichtigkeit herausschneiden können. Neben seiner überlebensgroßen Gefährtin sah der lebhaft Bewegliche aus, wie ein Aefflein, das man auf den Schooß nimmt. Auf seinem Stecknadelköpfchen saß spärliches graues Haar, nach Poeten-Art zurückgekämmt. Seine Augen lagen hohl und waren roth gerändert. Das ganze Gesicht hatte etwas ungemein Verkümmertes. Er trug ein blaues, fadenscheiniges, aber sauber gebürstetes Röckchen.

Herr Joseph Bumm war in seiner Jugend Schneidergeselle gewesen, mit künstlerischen Ambitionen. Da er eine leidliche Stimme besaß, so steckte er eines Tages die Nadel für ewig in's Nähkissen und wurde spanischer Grande, germanischer Recke und dergleichen am Stadttheater in Troppau, fand dann als Chorist Engagement in Graz, Prag und zuletzt in Olmütz.

Er mußte immer etwas jugendlich Weibliches, sozusagen den Duft, die Atmosphäre des Weiblichen um sich haben: das war seine einzige Passion. Sonst konnte er alles entbehren, Essen, Trinken, ja den Schlaf. Er bemühte sich, als Ehemann stets galant und chevaleresk zu erscheinen, und, um seinen jugendlichen Gemahlinnen — er hatte deren bereits ein Vierteldutzend begraben, als er bei unserer Bavaria anlangte — etwas bieten zu können, saß er die Nächte durch und schrieb Rollen für's Theater aus, oder machte Reklame-Gedichte für Kleidermagazine. Auf beide dieser Thätigkeiten war der kleine Mann, der sich für ein verkanntes Genie hielt, sehr stolz. Die Gedichte wollte er einmal gesammelt erscheinen lassen und versprach sich davon großes Aufsehen. Von seinen Rollen behauptete er, sie wären so „durchgeistigt“ abgeschrieben, daß sie für den „denkenden“ Schauspieler die halbe Arbeit des Studiums ausmachten. Eines Tages bekam er in Olmütz seine Entlassung, weil seine Stimme abgebraucht war wie eine Münze, die lange im Cours gewesen. Dafür fand er, wie bereits gemeldet, ein lebenslängliches Engagement bei seiner Vermietherin. Diese hatte durch Zufall vor Jahren einen ihrer Miether unter die Haube gebracht und betrieb seitdem die Heirathsmacherei als regelrechtes Geschäft. Herr Bumm mit seiner Geschwindigkeit, Findigkeit und Windigkeit und schönen Handschrift vermochte ihr dabei sehr nützlich zu sein; und so erhob sie ihn zum Gemahl, der sie, um ihr kühnes Bild zu gebrauchen, „auf Händen trägt“. —

Herr Broemel leistete den Beiden, die gleichsam als zweischläfriges Schicksal in seinem Hause erschienen waren, Gesellschaft und wurde von dem kleinen Männlein halbtodt geschwatzt. Denn Bumm sprach fortwährend und zwar docirend und mit wichtigthuendem Stirnrunzeln. Nachdem er dem Braumeister plausibel gemacht, daß er auch als Dramatiker die Zeitgenossen „thurmhoch“ — ein kühnes Bild für zwei Ellen! — überrage, kam er auf seine Geschäftsverbindungen. Dabei ereiferte er sich derartig, daß es ihn auf dem Sitze nicht mehr duldete; er sprang auf und lief zappelig um den Tisch herum, von seiner Frau zu Herrn Broemel und umgekehrt. „Wir haben die besten Connaissancen — Prima“ — erklärte er eifrig spekulirend, und seine knöchernen Finger sprachen eindringlich mit — „wirklich nur Prima. Und wenn Herr Belof Herrn Broemel trotz seiner herrlichen Gaben des Geistes und Herzens nicht konveniren sollte, so verlassen Sie sich auf die Verbindungen der Familie Bumm. Ordnung, musterhafte Ordnung ist die Seele eines Geschäftes. Sehen Sie, Herr von Broemel, hier dieses Notizbuch, ein Notizbuch, alphabetisch geordnet A, B, C u. s. w. Alles notirt: Alter, Stand, Vermögen unserer Klienten. Bürgerlich, adelig, ledig, verwittwet, geschieden. Talente, Tugenden, körperliche, geistige Vorzüge. Besondere Bemerkungen. Effekte, Defekte u. s. w. Alles schonungslos und exakt.“ —

Frau Broemel empfand und fühlte — ohne es verlauten zu lassen — im Stillen mit, was die Tochter zur Heirath drängte, und darum widerstrebte sie nicht

länger der Partie, obwohl sie dieselbe einer Mesalliance gleich erachtete. Das Raisonniren darüber freilich gab sie nicht auf, weder jetzt noch nach der Heirath.

Im Salon nebenan wurde der Handel perfekt. Broemel und Benedikt hatten natürlich an der Berathung Theil. Belof, der sich soviel auf Märkten umgethan, verstand sich darauf! „Die Bumm's da drinnen" — unterhandelte er — „schrieben von 12000 Gulden. Ich mache die Reise, und es stellt sich heraus, daß eigentlich an der ganzen Sache nichts weiter ist als ein Mädel. Ein Mädel, das einen Mann will."

„Ein Mädel?" eiferte Frau Broemel stirnerunzelnd. „Ich bitte, nicht in dieser Weise von meiner Tochter zu reden!"

„Sie ist doch aber ein Mädel, liebe Mutter. Das läßt sich nicht leugnen. Ein schönes, entzückendes Mädchen, aber immerhin ein Mädchen!"

„Meine Tochter ist für 'nen Fürsten erzogen" —

„Der aber nicht gekommen ist", parirte Belof. „Denn wäre er gekommen, wenn auch nur als ein Börsianer mit 100000 Gulden geadelt, so würde man mit mir gar nicht unterhandeln. Nicht wahr?" —

„Also lassen Sie uns zur Sache kommen."

„Sie können sich glücklich schätzen, Herr Belof, zu einem so ungeahnten Glück zu kommen —"

„Thu' ich auch, liebe Mutter. Aber lassen Sie uns jetzt die Mitgift dieses ungeahnten Glücks festsetzen. — Sie klagen, lieber Vater, daß Ihr Geschäft

zurückgegangen ist. Gut also. Meinetwegen. Machen wir aus zwölf Aposteln zehn Gebote: 10 000 für 12 000. Einverstanden?"

Benedikt saß in einer Ecke des Zimmers und schüttelte nur den Kopf über den schachernden Bräutigam.

„Wenn man mich hätte wirthschaften lassen", seufzte Herr Broemel, „so hätte ich jetzt nicht streiten müssen um Geld, wo es sich um ein Kind handelt — Ich hab's nicht, Herr Belof."

„Gut. Ich liebe Ihre Tochter. Sie gefällt mir und ich habe ein gutes Herz. Was können Sie geben?"

„Ich könnte" — sagte Broemel sehr langsam und bedächtig mit kummervoller Miene. „Ich könnte —"

„Thun Sie, was möglich", warf Belof ein, die Pausen, mit denen Broemel sprach, noch schnell benützend.

„Wenn man ein Kind versorgt, muß man sich anstrengen." —

Benedikt's Gesicht verzog sich zu einer lächelnden Grimasse des Ekels.

„Ich könnte" — fuhr Herr Broemel fort — „Also einmal, die Ausstattung könnte ich geben. Sehr hübsch. Gute Möbel." Broemel dachte dabei im Stillen an den Credit, den er noch in der Stadt genoß. „Und dann" — meinte er weiter — „wenn es drei, vier Monate Zeit hat — fünftausend Gulden könnt' ich aufbringen. 5000." — —

Belof verzog das Gesicht, wie der Berliner, wenn er „Au" sagt, und kratzte sich den Kopf.

„Was? So ein Mädchen!“ rief Frau Broemel, vom Sitz auffahrend.

„So gieb doch Ruh’, Du ungeschicktes Weib!“ währte Broemel ab. „Laß uns Geschäftsleute unterhandeln!“ Und sich an Belof wendend, fuhr er fort: „Die Ausstattung müssen Sie mit 4000 veranschlagen.“

„Wenn schon, wenn schon, obgleich ich mir eigentlich die Aussteuer apart gedacht habe — aber 5000 und 4000 macht erst 9000, dann fehlte also noch immer ein Tausender.“

„Den soll Walther schaffen“, fiel Frau Broemel hastig ein. „Er hat erst vor Kurzem ein Bild verkauft.“

„Laß doch den aus dem Spiel“, rief jetzt Benedikt aufspringend. „Laß doch den armen Künstler, dessen großes Talent soviel Mühe hatte, sich endlich durchzureißen!“

„Er hat sich eine Wohnung eingerichtet mit antiken Möbeln.“ —

„Es war das zweite Bild, das er überhaupt bis jetzt verkauft hat. Davon hat er sich die paar Möbel geschafft. Das wirst Du doch wohl dem Armen gönnen, auf den wir Alle stolz sein können!“

„Armen —! Meinst Du, ich weiß nicht, was Du dem nach Wien und München geschickt hast?“

„Mutter“, rief Benedikt erregt. „Wirfst Du mir die paar Gulden vor, die ich diesem genialen Menschen ohne sein Verlangen geschickt habe? Es war so wenig, wirklich, Vater, so wenig! Jeder einzelne Lehrer der Charlotte hat mehr.“ —

Er vermochte nicht weiter zu reden, und um seine

Thränen zu verbergen, trat er rasch an's Fenster und sah auf die Straße.

Hier dachte sich Frau Broemel etwas aus, was sie aber aus Klugheit nicht äußerte! — Nach einer kurzen Pause sagte sie mit diktatorischer Ueberlegenheit: „Die 1000 Gulden werden sich finden oder nicht finden. Die Sache ist abgemacht."

Darauf wurde sie plötzlich weich und umarmte gerührt und dabei doch mit vorwurfsvollem Blick ihren zukünftigen Schwiegersohn. Damit war der Contract gemacht, und der glückliche Bräutigam reiste Tags darauf ab, um sich wieder seinem Kuhhandel in Galizien zuzuwenden. —

Im Hause Broemel gab es nun monatelang ein Leben und eine Bewegung, wie in einem Bienenkorbe. Alles, was nicht nieth- und nagelfest war und einigen Werth besaß, wurde in den Salon geschleppt, der zum Ausstattungsmagazin avancirte. Das Silberzeug, worunter werthvolle Erbstücke in getriebener Arbeit, wurde zuerst dingfest gemacht. Dann ging's an die minder werthen Metalle: Schüsseln und Kessel aus Kupfer und Messing. Dann wurden Teppiche, Spiegel, Lampen, Porzellan und Glassachen mit ameisenemsiger Geschäftigkeit zusammengetragen, von Mutter und Tochter, bis das Haus völlig ausgeräumt war. Dabei wurde in allen möglichen Läden der Stadt auf Credit gekauft, um den Trousseau zu vervollständigen. Es ist nicht zu sagen, auf welche Einfälle Frau Broemel gerieth. Sie vergaß nichts, nichts, was jemals zur Vervollständigung eines Haushalts gehört hatte. Schier

unerschöpflich erschien ihre Phantasie; immer und immer wußte sie noch etwas auszufinden für's Haus. Selbst die Handapotheke fehlte nicht, nebst jenem populären Instrument, das den Störchen, wenn sie Medizinal-Räthe darstellen sollen, als Attribut mitgegeben wird. — Zur Auswahl dieser Gegenstände wurde sogar eine Kompetenz beigezogen: Frau Blotter, die erste Hebamme der Stadt. Diese lange, hagere Person war ein Original. Sie trug sich wie ein Mann mit langen, flachsartig herabhängenden Musikantenhaaren; denn sie war „schöngeistig" angehaucht. Die einzige Concession, die sie ihrer Weiblichkeit brachte, war ein Unterrock, flach am Körper herabhängend. Im übrigen trug sie einen echten und rechten Männerüberzieher mit tiefen Taschen, worin sie ihre virtuosen Hände begrub; auf dem Kopfe einen Halbcylinder. —

Herr Broemel und Benedikt hatten große Müh' und Sorge, das Heirathsgut aufzubringen. Aber schließlich gelang es, freilich unter außerordentlichen Opfern; selbst des Vaters schwere goldene Uhr und Kette mußten daran glauben.

Zum Hochzeitstage lud sich die Familie Bumm, die natürlich auch mit ein paar hundert Gulden abzufertigen war, selbst zu Gaste. Benedikt protestirte zwar, weil er unmöglich zusehen konnte, wie Frau Bumm die Gelegenheit ergriff, sich wie eine Boa constrictor anzustopfen; ihr Essen machte ihn nervös. Es half ihm aber nichts. Denn Herr Bumm stellte sich mit einem so rührenden Hochzeitscarmen ein, daß eine Einladung zum Feste unvermeidlich erschien.

Er sang:

„Amor, kleiner Gott der Liebe,
Wen Dein scharfer Pfeil ereilt,
Fühlt die heißesten der Triebe
In dem Busen unverweilt.
Ach, wie gut hast Du getroffen
Eine Jungfrau hold und fein,
Ferner den, der eingetroffen,
Sie, die Lieblichste, zu frei'n.

Aus dem fernen Bruderlande
Kam der Jüngling ungescheut,
Und wob Hymens zarte Bande
Um die allerschönste Maid.
Lange, lang stand die Begehrte
Vor dem guten Knaben da,
Doch gerührt von seinem Werthe,
Sprach sie endlich flüsternd: „Ja".

Ach, die Ketten, die Euch binden,
Sind zwar stark, doch drücken nie,
Denn aus Blumendüften winden
Kleine Amoretten sie.
Herrliche Geschlechter mögen
D'raus erblüh'n zu neuem Ruhm;
Dieses wünscht mit ihrem Segen
Herzlich die Familie Bumm!"

VI.

Einige Minuten vor Ankunft des Passauer Schnellzugs betrat ein Mann in den Dreißigern mit hastigen Schritten den Perron des Münchener Centralbahnhofs. Er war von kleiner Statur, und obgleich zur Dicklichkeit neigend, hatte er doch etwas Elastisch-Beweglich-Anmuthiges. Seine Kleidung war einfach, aber geschmackvoll und in jeder Weise mit Rücksicht auf die heiße Jahreszeit gewählt. Sobald ein spähender Blick ihn überzeugt hatte, daß er nicht zu spät gekommen, wurde sein Gang gemessener. Er nahm den Strohhut ab und trocknete derb frottirend mit einem feinen Taschentuch die von der Hitze der Hundstage feuchten, kurzgeschnittenen Haare und das bis auf ein kleines Schnurrbärtchen glattrasirte, runde Gesicht. Das Einlaufen des Zuges wurde signalisirt. Das harrende Publikum begann sich nervös zu regen; die Zinnobermütze des Bahnvorstandes tauchte auf; die Gepäckträger mit ihren Karren rührten sich — ein Brausen, ein unterirdisches Beben der Erde, und der Zug glitt über gleißende Schienenschlangen wie ein dressirtes Ungethüm in den gläsernen Riesenschober hinein.

Walther Broemel — denn er war es, der vorhin in solcher Hast gekommen — ließ seine Blicke schnell

an allen Waggonthüren vorüberschweifen, um unter den Aussteigenden den Erwarteten: seinen Bruder Benedikt zu agnosciren. Umsonst, er vermochte ihn nicht zu entdecken.

„Wäre er wirklich nicht gekommen? Oder sollten uns die fünf Jahre, seit wir einander nicht gesehen, so verändert haben?“ dachte Walther und verließ, immer noch rechts und links auslugend, den Perron. „Verrückter Kerl“, brummte er etwas geärgert. „Telegraphirt mir und kommt nicht. So sind sie, diese Genies.“

Walther bog rechts ein nach der Schwanthalerstraße, wo er sein Atelier hatte. Trotz der in breiten Massen herabströmenden Hitze, welche die Luft in ein leise flimmerndes Wogen versetzte, so daß die meisten Gesichter der Passanten wie zerkocht aussahen, suchte Walther nicht die Schattenseite auf, sondern schien sich in diesem Glühbade wohlig zu fühlen wie die Eidechse, die über heißes Steingerölle schlüpft. Ja, ab und zu zog er den Hut herunter, um sich den Sonnenstrom auf den Scheitel brennen zu lassen.

Sein Atelier befand sich seit vielen Jahren in einer der großen Malerkasernen Münchens, die so gut wie die Kunstakademie selbst am Fuß der Freitreppe einen förmlichen Modellmarkt aufzeigen. Etwa zwei Dutzend fragwürdige Existenzen sitzen auf Steinstufen umher, oder lehnen am Stiegengeländer, oder an den Wänden: ein Durcheinander von verwahrlosten zurechtgeputzten Kindern, unreifen und doch schon verwelkten Mädchen mit keckem Blick; männliche Individuen, bei denen der Zustand der Freiheit meist nur ein Waffen-

stillstand mit dem Strafhaus bedeutet; dazwischen ehrwürdige Spitalgreise mit langen Haaren und Learbärten, Lederhosen für Bauernmaler und lockige sonnverbrannte Kostüm-Italiener. Sie alle harren hier auf Nachfrage. Die jeweilige Kunstströmung wird von der Modellbörse frappant gespiegelt. Mit der naturalistischen verschwanden z. B. die präparirten Italiener fast gänzlich.

Walther Broemel musterte das Lager eine Minute und winkte dann einer mittelgroßen, ziemlich üppigen Person von über Zwanzig, mit rothgewelltem Haare und zartem Teint, den eine Hand voll eingestreuter Sommersprossen nur noch um so pikanter machten. Sie zählte mit ihrer Stumpfnase und den fleischig aufgeworfenen Lippen zu den Weibern, bei denen man im ersten Augenblick nicht weiß, ob sie schön oder häßlich sind und sie darum interessant nennt. Der Ausschnitt ihres Kattunkleides — sie war durchaus nicht damenhaft gekleidet — zeigte viel entgegenkommenden Liberalismus. Die Frau stieß sich mit der Schulter ab von der Wand, an der sie gelehnt, ließ die Hände vom Rücken, wo sie gekreuzt gelegen hatten, sinken und nachlässig schlenkern, und folgte Walther mit faulem Schritt und apathischer Miene.

Walthers Atelier war ein großer Raum, welchen einige alterthümliche Prachtstücke: Renaissance-Möbel, Gobelins und persische Teppiche zierten. Ueberladen aber mit tausenderlei Raritäten und Kuriositäten, wie die Werkstätte anderer Koloristen, war es nicht. Viel-

mehr zeigte es hier und dort kahle Stellen, ähnlich den kahlen Flecken fruchtlosen Urlandes in einem Getreidefelde. Dagegen sah man in einer Nische Ansätze zu einer interessanten ethnologischen Sammlung, und in einem drehbaren Bücherschrank die einschlägige Litteratur dazu. Neben seiner Kunst machte das Walthers wissenschaftliche Liebhaberei aus.

Angefangene und halbfertige Bilder standen auf Staffeleien oder lehnten an den Wänden umher. Es waren fast ausschließlich Frauengestalten, die sie darstellten, und keins, das nicht neben ungewöhnlicher Empfindung für die Farbe eine stark individuell lyrische Stimmung auszudrücken versucht hätte.

Walther gab seinem Modell eine Stellung und machte sich daran, eine Farbenskizze zu entwerfen. Nachdem die ersten Umrisse festgehalten waren, fragte er, ohne sich zu unterbrechen:

„Sie sind verheirathet?“

„Ja“, war die Antwort, „das heißt — so —“

„Was heißt: So . .?“

„Mit so an Kerl — wissens.“ —

Walther, der es liebte, wo nur möglich, Spur und Ursprung aller Dinge zu erforschen, fragte weiter:

„Sie sind Münchnerin, gelt?“

„Ja, aus Haidhausen. Mein Vater is a Schneider und hat a Herberg in der Krepp’ d’runten.“

„Herberg? Was ist das?“

„Wissens, das is so ein B’sitz von früher her. Einem g’hört ’s Erdg’schoß, rechts oder links, Andern der erste Stock, g’rad so. Mehr hat die Barack’n nit?“

„Und wem gehört dann 's Haus?“

„Ja, jedem ein Stück; jeder hat halt a Herberg.“

„So, so. Na, und? — Was haben Sie erzählen wollen?“

„Na wissens, da haben mir immer an Zimmer vermieth't, an ein möblirten Schambergardisten. Einmal — jetzt is 's acht Jahr her. Ich war vierzehn. Da haben wir einen jungen Menschen 'reinkriegt. Der war chemischer Commis in einer Fabrik draußen. Na, und der hat halt kein' Ruh geben und hat mich d'rankriegt. Ich war erst fuchzehn vorbei, da hab' ich schon ein' Bub'n g'habt von ihm. Der is aber g'storben.“

„Und dann?“

„Na — dann wieder an Bub'n. Und dann ein Mädel, und dann hat er mich g'heirath't, der Schuft.“

„Warum Schuft, wenn er Sie doch geheirathet hat?“

„O, der Lump! Um gut z'leben, hat er mich haben wollen, und 'n Schuft wird's wohl sein! Schlechtigkeiten hat er g'trieben in der Fabrik, d' Kass' an'griffen. Natürlich 's Saufen, 's Kartenspielen kost't Geld. Dann is er futsch 'gangen. Wie's den Patron erwischt hab'n in Berlin, hab'n's ihn einsperr'n lassen. — Na, und jetzt is er 'raus und thut gar nix und laßt sich von mir füttern, von dem, was ich für's Modellsteh'n verdien'.“

„Mag er wirklich gar nichts thun?“

„Nix, nix. O, der thut nix! Nit a mal Modellstehen, das is ihm schon z' unbequem. Nix als saufen, auf der Haut lieg'n; oder spazier'n geh'n mit'm feinen Steckerl in d'r Hand und mit aufg'wichste Pomad'-

Sechsundsechsz'ger. Aber mir kein' Ruh geb'n, möcht' er — wissens."

„Aber genirt's ihn denn nicht, daß Sie Modell machen müssen bei jungen Malern?"

„O jeh — der Strizzi! Dem is Alles recht. Wenn er nur sein Maß'l hat. Der führet mir am liebsten d' Männer in's Haus, wenn mein Vater nit wär'. Der hat gar kan Schamg'fühl."

„Ja, warum trennt Ihr euch dann nicht?"

„Das hab' ich schon g'than. Aber er kommt immer wieder nach; den werd' ich nimmer los."

„Ich meine, scheiden — gerichtlich."

„O jeh! Hat schon's Heirathen damals an Haufen Geld kost't — jetzt erst's Scheiden! Wer sollet dös b'zahlen!"

Es klopfte. Walther winkte dem Modell sitzen zu bleiben und rief dann: Herein!

Ein hochgewachsener Vierziger betrat das Atelier. Er war sehr gesucht mit einem Stich in's Gigerlhafte gekleidet. Seine Bewegungen, die sich bemühten, aristokratisch und biegsam zu sein, hatten etwas Süßliches, an's Weibische streifende. Während er mit dem Oberkörper Schlangenwindungen ausführte, blieben seine langen, in einer grünen großkarirten Hose mit breiter Borte steckenden Beine unbeholfen steif. Aeußerst sorgfältig war das bräunliche Haar auf dem Schmalkopfe geglättet, und sehr liebevoll der starke, röthliche Schnurrbart gestrichen und gedreht. Im übrigen war das korrekt geschnittene Gesicht glatt rasirt. Man hätte es schön nennen können, wenn die Augen nicht zu eng

geschlitzt gewesen wären, wodurch dasselbe den Ausdruck großer Verschmitztheit bekam.

„Gehorsamer Diener! Ich hab' die Ehre, Herr von Broemel", lautete der geräuschvolle Gruß des Eintretenden.

„Ah — Herr Stubel! Was führt den größten Kunsthändler Oesterreich-Ungarns nach München? Wollen Sie Bilderkäufe abschließen und der Ueberproduktion ein Ende machen?" fragte Walther, ohne aufzustehen und weitermalend.

„Ja — größter Kunsthändler! — Kleiner Bilderkäufer, wollen Sie sagen, Herr Professor. — Aber großartig, wirklich, Ihr Atelier — ja, das haben die Münchner Herren los!"

„Was, großartig diese Kasernenwände hier? He, he! Na, und wollen Sie auch mit mir Geschäfte machen?"

„Ja — wenn Sie Wort halten möchten und das Bild gemalt hätten, wovon Sie mir sogar schon in Wien immer gesprochen haben. — Jessus! Wie hat's denn gleich geheißen? Nach einem Gedicht: — die Braut von — von — Messina, nicht?"

„Corinth! Braut von Corinth. Aber machen Sie sich nichts daraus, Herr Stubel. Beide Städte liegen im Mittelmeer. Aber Corinth heißt's. Fragen Sie nur mein Modell. Bei uns in München wissen so 'was auch die Modelle."

„Haben Sie d'ran gearbeitet, Herr von Broemel?"

„Ist sogar fertig."

„Wo? Wirklich? Wo? — Bitte zeigen, Herr Professor, wo? Wo?" —

„Da!“ sagte Walther mit bezeichnender Handbewegung nach der Stirn. Aber gemalt wird's erst morgen. Oder nach zehn Jahren. Oder nie.“ —

„Ja so — Herr von Broemel sind halt immer g'spassig.“

„Denn zum Bildermalen gehört immer mehr Stimmung als zum Handeln damit, Herr Stubel — Also, wenn ich einmal die Braut von Corinth fertig habe, wären Sie Käufer?“

„Käufer! — Käufer hab' ich g'rad nicht sagen wollen, aber den „Impressio“ davon möchte ich schon machen. Nach Wien, Paris, London bringen, ausstellen. Aus Enthusiasmus für Sie, Herr Professor! Sie kennen ja meine Schwäche für die Kunst“. —

„Ja, ja, eine Schwäche, die ihren Mann nährt. Aber ernsthaft, die Braut von Corinth dürfte bis zum Herbst wirklich die Hochzeitsreise antreten können.“

„Charmant!“ rief Stubel aufgeregt. „Vielleicht haben wir Glück damit und verkaufen's. Wie groß ist es? Wie hoch würden Sie es halten?“

„Sagen Sie erst, wie Sie sich die Sache überhaupt denken!“

„Ja, nachdem ich doch die Reisen machen und den Transport tragen müßt' —“

„Dafür hatten Sie doch die Einnahmen?“

„Bitt' Sie! Die Einnahmen“ — sagte Stubel mit geringschätzigem Lächeln. „Und meine Zeit! Für Sie ist's nur die höchste Reklam'. Ich hab' das Risiko und die Auslagen. Aber mich freut's einmal, für einen Künstler etwas thun zu können. Da bin ich

immer dabei. Sie wissen ja. Und wenn wir's schließlich verkaufen, na — dann theilen wir eben. Das ist doch gewiß coulant."

„Gauner!" murmelte Walther.

„Wie haben S' g'meint, Herr von Broemel?"

„Also kein Risiko, sämmtliche Einnahmen, natürlich auch Reproduktionsrechte und schließlich halb part —"

Herr Stubel antwortete nicht, sondern lächelte nur ungemein schlau. Dieser ungewöhnlich pfiffige Zug mitten in einem ungewöhnlich stupiden Gesicht war im höchsten Grade charakteristisch für die ganze Persönlichkeit. Von der Natur, was den Intellekt betrifft, nur auf's allernothwendigste bedacht, wäre Stubel nicht im Stande gewesen, den Kampf um's Dasein durchzuführen ohne ängstliches Zusammenhalten der armseligen Mitgift. Der Reichbegabte ist ein geborener Verschwender im Bewußtsein seiner großen Mittel, und ist er's einmal nicht, so kann er sicher auf große Carrière rechnen. Der Durchschnittsmensch ist ein Harpagon, der den Instinkt besitzt, mit dem kärglich zugemessenen Haus zu halten, und so sorglich damit umzugehen, wie ein Hungriger mit einer kleinen Portion. Das Bewußtsein nun, mit seinem Wenigen Geistesüberlegene zu überlisten, gab Stubel jenen verschmitzten Gesichtsausdruck, sein perfid-schlaudummes Auge.

„Die Hauptsach' ist, daß es erst gemalt ist, Herr von Broemel", bemerkte jetzt Stubel.

„Aber, Herr Professor, eine kleine Bitte hätt' ich jetzt. Ich hab' da in Wien einem Bekannten oder

Freund von Ihnen ein Skizzerl abgekauft, das Sie ihm einmal geschenkt haben: Herrn Donat."

„Was?" sagte Walther, schnell aufstehend und sichtlich unangenehm berührt.

„Ja, wissen Sie, er hat Geld gebraucht, sehr dringend." —

„Gewiß, sehr dringend!" bekräftigte Walther.

„Sehen Sie, Herr von Broemel, und weil es Ihr Freund ist: eins in's andere. Ich kann da nicht hart sein und hab' ihm aus der Noth geholfen."

„Und nun?" fragte Walther sehr deprimirt.

Das schlaudumme Lächeln Stubel's stellte sich nun noch potenzirter ein und indem seine weichliche Rechte mit den tadellos gehaltenen Nägeln die Bewegung flotter Pinselführung markirte, flehte er: „Ein paar Stricheln möcht' ich bitten, Herr Professor, damit's fertiger aussieht und sich verkaufen läßt. Ich hab's gleich mitgebracht." Mit diesen Worten holte er ein kleines Bild ohne Rahmen, das er gleich bei seinem Eintritt auf einen Sessel gelegt hatte, herbei, und löste es aus der Papierhülle.

„Und was haben Sie dem armen Teufel für die Skizze gezahlt, Herr Stubel?"

„Ich bitt' Sie — genug!"

„So sagen Sie es nur."

„Nein, fragen Sie mich nicht."

„Ich erfahr' es doch von Donat."

„Um Gottes Willen!" warf Stubel hastig ein, „thun Sie nur das nicht, Herr Professor! Da käm' ich in eine schöne Patsch' durch mein gutes Herz. Das

war ja die Hauptbedingung, daß Sie nichts erfahren soll'n. — Fragen S' ja nit! Sie bringen den Menschen in die größte Verlegenheit!"

„Gut. Ich verspreche es Ihnen, wenn Sie mir sagen, was Sie Donat dafür gegeben haben."

„Aber, Herr von Broemel —"

„Wenn Sie wollen, daß ich an dieser Skizze noch vervollständigen soll, so sagen Sie's!"

„Jetzt — eine Skizz', ein Skizzerl hat eben kein' großen Werth. Er hat mich dauert: — 30 Gulden."

Walther machte eine sehr indignirte Miene. „Armer Kerl!" brummte er. „Herr Stubel, thun Sie mir einen Gefallen. Nehmen Sie diese 200 Mark und senden Sie das Geld noch heute meinem Freunde, wie aus eigenem Antrieb, weil Sie die Skizze überraschend hoch verkauft hätten."

„Ach, Herr von Broemel, ein Fürst, ein Fürst! Soll noch heut' besorgt werden. — Aber das Bilderl, nit wahr? Das machen S' mir so ein bissel, so —"

„So —", sagte Walther, „daß Sie so Ihre 1500 Markerl dafür kriegen." Damit setzte er sich wieder an seine Staffelei."

„1500 — aber ich bitt' Sie, Herr von Broemel. Wissen Sie, Herr Professor, was ich mir ausgedacht hab'? Wenn Sie mir die Skizz' recht hübsch zusammenrichteten? — Ich wüßt' was. Ein Geschenk für Ihre Sammlung dort, für Ihre alten Knochen —"

„Schon gut — nach zwei, drei Tagen können Sie das Ding holen", sagte Walther, bei sich den Entschluß fassend, den Gauner zu strafen und die

jugendschöne Magdalena zu einer derartig alten Vettel zusammenzupinseln, daß der Verkauf der Skizze selbst Reinecke Stubel unmöglich sein würde. —

Ein Depeschenbote brachte ein Telegramm. Walther öffnete es und las: „Zug verpaßt. Komme morgen 8 Uhr 30 früh. Benedikt."

Der Bote hatte kaum das Atelier verlassen, da klopfte es wieder heftig und pressant an der Thür.

„Herein!"

„Servus! Das ist gescheidt, daß ich Dich treff', Alter!"

Unter diesem lebhaften Gruß trat ein großer, starkknochiger Dreißiger, mit ungewöhnlich langen Beinen, sehr geschäftig ein. Sein Gesicht war von rosiger Farbe und nahm sich vermöge der massiven dreieckigen Nase nebst dem winzigen Mündchen darunter wie eine Verzeichnung aus. Es war glatt rasirt und zerfiel gleichsam in zwei Theile: die obere Partie mit den großen, grauen, lärmenden Augen strebte nach vorwärts, die untere mit dem etwas pfäffischen Doppelkinn fiel steil zurück. Der ganze wuchtige Mensch hatte etwas Ungeschlachtes, Grotesk-Gemeißeltes, und doch Naiv-Anmuthiges in allen Bewegungen. Sein Wesen war von wohlthuender, zutraulicher Gutmüthigkeit. Er hatte Vieles von einem großen, echtrassigen Jagdhund.

Walther erhob sich mit herzlichem Gruße.

„Sapperlot, Du hast Modell", rief der Ankömmling, „wenn ich das gewußt hätt'! — Na, lang kann ich doch nicht bleiben; unten wartet nämlich mein

Wagen mit den Jagdhunden. Weißt, wir — — Ah! aber was seh ich? Herr Stubel! Sie in München?"

„Gehorsamer Diener", antwortete mit einer Schlangenwindung des Oberkörpers der Angeredete, „ja, vorübergehend."

„So, so, so. — Weißt Du, Walther, wir haben heut' die erste Hühnerjagd im Schleißheimer Moos. Da bin ich geladen."

„Wie schad'", sagte der Kunsthändler mit seinem verbindlich falschen Lächeln, „daß Sie grad heut' nicht spielen, Herr Walzl. Ich hab' mich schon so gefreut darauf."

„Aber versteht sich, spiel' ich! Sie meinen, weil ich auf die Jagd fahr'? Herrjeh! bis halb Acht bin ich längst wieder z'rück. Da fehlt's nix."

„O, der kommt ja doch nie vor dem ersten Glockenzeichen in die Garderobe", sagte Walther. Und das feine Schnurrbärtchen seiner Gewohnheit gemäß leicht streichelnd, fügte er launig hinzu: „Na, großer Komiker, was hast Du wieder für Schmerzen? — Was ist da eingewickelt, Du alter Ateliermarder, in dem rosafarbenen Papier, he?"

„Ja, — Schau, Walther —"

„Na, ich will's errathen: Pack' mal aus, den Fächer."

„Walther", bat der Komiker, die großen Hände wie zum Gebet gefaltet, „mal' mir auch was drauf." —

„Schon wieder? Das wär' der Dritte."

„Jeder hat mir schon was d'raufgemalt. Nur Du fehlst noch. Schau', ich verlang' ja keine Madonna.

Ein kleines Afferl thut's schon, die malst Du ja schon unbeschreiblich."

„Gut, leg' den Fächer auf den Tisch, Nimmersatt."

„Und Du erlaubst schon, Walther, daß ich mich im Atelier so ein bissel umthu', so ein bissel herumschnüffel in den Ecken und an den Wänden. „Ich muß ein wenig revidiren", sagt der Mephisto, wenn er stehlen geht."

Abermals klopfte es. Ein junger Mann, klein wie ein Lappländer, trat ein. Sein Gesicht war blaß, ohne den Eindruck von Blutarmuth zu machen, und nur an einzelnen Stellen schimmerte es bläulich durch. Seine Stumpfnase war der Nase Rubinsteins so ähnlich, als wäre sie darnach modellirt worden. Die Augen waren aschgrau; ebenso das lange Haar, es war so kraus, so kompakt und üppig, daß es wie ein Igelkaktus mit dichten Blüthenkapseln aussah. Auf dies wuchernde Gewächs war der Besitzer so stolz, daß er, um darauf deutlich hinzuweisen, fleißig mit der Handfläche von der Stirn an bis zum Nacken herunterstrich. Obwohl Fünfundzwanziger, hatte dennoch die ganze Persönlichkeit etwas Jungenhaftes. Er war sich dessen bewußt und, um es wegzuretouchiren, wurden zwei wichtigthuende Falten um die Mundwinkel gezogen, die Nase wie zum Schnuppern in die Luft gestreckt und das Rückgrat straff gehalten. Der junge Mann hieß Moritz Kahn, stammte aus den russischen Ostseeprovinzen und war Journalist, der angeblich etwas gelernt haben wollte. „Sie werden verzeihen", sagte er zu Walther, der ihn mit verdrossener Miene

empfing. „Ich bringe Ihnen etwas, das Sie interessiren wird.“ Mit triumphirendem Lächeln und großem Selbstgefühl zog er ein Zeitungsblatt hervor und überreichte es dem Maler.

„Was! eine Kunstkritik? Seit wann schreiben Sie auch über Bilder? Sie erlauben, mein Freund Walzel.“

„Wer kennt den nicht — Spaß!“

„Herr Stubel aus Wien.“ —

„Charles Angelo“, ergänzte der Kunsthändler und machte sich eiligst an den kleinen Mann, in der Absicht, denselben für Reklamezwecke auszubeuten.

„Nun, Herr Broemel, wollen Sie nicht beginnen mit der Lektür'?“ drängte der Kritikus, der es nicht erwarten konnte, Lob einzuheimsen.

„Ja so! Gleich einzunehmen.“ —

Während Walther las, versuchte Stubel den Journalisten für seine Absichten dingfest zu machen. Er sprach sehr eifrig von seinen Bildern, von seiner Reise um die Welt und gab zu verstehen, wie lieb es ihm wäre, wenn Kahn solches in die Presse lanziren möchte. Daneben lud er den Ritter von der Feder für den Abend zu einer Flasche Wein, heimlich bereits mit sich einig, welche Sorte recht billig und dabei doch nach etwas aussähe. Kahn's Gesicht zeigte eine wahre Protektormiene. — Plötzlich tauchte Walzel hinter den Staffeleien und Rahmen hervor und rief, eine Leinwand hochschwingend:

„Das wär' was! Das möcht' mir passen. Schau!“

Damit stürmte er mit dem entdeckten Schatz in den Vordergrund.

„Eine Vestalin“, lächelte Walter, „eine Vestalin — und Walzl!“

„Schad't nix, schad't nix! Auf's Sujet kommt's nicht an, sondern auf die Malerei!“ Dabei neigte er den Kopf leicht nach rechts, schloß das linke Auge und setzte eine schier unheimlich durchdringende Kennermiene auf, über die Walther sich in seinem Herzen höchlich ergötzte. Der Kunsthändler war näher getreten und sagte dummklug lächelnd: „Das ist doch wohl nur ein Spaß von Ihnen, Herr Walzl. Eine Skizze von solchem Werth. Wenn der Herr Professor sich entschließen könnte, da noch ein paar Strichelchen“ — er markirte wieder wie vorhin mit der Hand die Bewegungen flotter Pinselführung — „so wäre ich bereit, mit 1500 Gulden — — Mark —“

„Nimm Dir das Frauenzimmer, Walzl“, warf Walther mit leichter Handbewegung hin, und den Händler mit einem kurzen geringschätzigen Seitenblick streifend. — „Das heißt, wenn's Dir wirklich nicht zu schlecht ist.“

„Das nenne ich Freigebigkeit eines wirklich echten Künstlers!“ rief Kahn exaltirt.

Walzl fiel dem Freunde dankbar gerührt um den Hals, wobei die keusche Vestalin mit der Kehrseite des Malers in innige Berührung gerieth. Darauf schwang er die Keuschheitsgöttin wie ein Panier und verschwand mit ihr unter enthusiastischem: „Vergelt's Gott in Himmel auf!“

Kahn, der Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen so gerne einsog, wie Bratenduft, inter-

pellirte auf's Neue den Maler über den Eindruck seiner Kritik.

„Ich bewundere", bemerkte Walther, „Ihr Referat in vielen Stücken. So urtheilen Sie z. B. in demselben auch über die Maltechnik einiger meiner Bilder, die vor Jahren entstanden sind und gleich darauf nach Amerika gingen. Sie aber wohnen meines Wissens noch kein Jahr in München." —

Kahn wurde verlegen und stotterte: „Nun — Photographien. Man sieht doch —"

„Photographien? Malweise? — Herr Kahn, übrigens habe ich gerade diese Bilder absichtlich nicht photographiren lassen. Sie sehen also, daß Sie sich wirklich irren, wenn Sie glauben, dieselben auch nur in der Reproduktion jemals gesehen zu haben!"

Kahn verstummte und fühlte, daß es das Gerathenste sei, sich langsam zu drücken.

Gleichzeitig mit ihm empfahl sich auch Stubel.

Kaum hatte Walther ein Viertelstündchen gearbeitet, als der Hausmeister die Meldung machte, Fürst Chodowiesky sei ins Haus getreten und komme sogleich.

„Was, die polnische Durchlaucht?" rief Walther ärgerlich, sprang auf und wollte rasch die Thür verschließen. Zu spät. Schon war Durchlaucht eingetreten. Der Künstler verbeugte sich etwas unbeholfen und stellte eine geheuchelte Scheu zur Schau. Der fürstliche Gast nahm natürlich alles für echt, ohne die Ironie dieses Benehmens zu durchschauen. Er durchwandelte das Atelier mit vornehmer Herablassung, hie und da eine flüchtige Allgemein=Bemerkung einstreuend. Bei

der ethnologischen Sammlung angekommen, fragte er, auf ein Affenskelett deutend! „Was ist das?"

Mit dem klügsten Gesicht, das sich je dumm gestellt, antwortete der Gefragte: „Unsere Ahnen — Durchlaucht!"

Nachdem der Besuch sich entfernt hatte, zahlte Walther, der den Tag ohnehin schon als verloren in den großen Papierkorb der Zeit warf, sein Modell und fuhr darauf mit der Trambahn der Vorstadt Schwabing zu. —

VII.

In den letzten Ausläufern der Königinstraße, da wo der Vorort Schwabing mit der Großstadt so ineinander fließt, daß man beide, ähnlich wie beim Zusammenlauf zweier Ströme, nicht auseinanderzuhalten vermag, befand sich die Wohnung Walther Broemels. Das Haus, in welchem der Junggeselle seit zwei Jahren seine kleine Wirthschaft führte, war einstöckig, lag mitten im Garten und besaß einen kleinen Thurm. Es gehörte einem pensionirten Major, Wittwer mit drei heirathsfähigen Töchtern, die sich aber allesammt trotz des Aussichtsthurmes noch keinen Mann erspäht hatten. Außer dem Besitzer und Walther wohnten noch zwei kleine Parteien in dem idyllisch gelegenen Hause. Des Malers Wohnung lag im ersten Stocke und hatte als Vis-à-vis herrliche Gärten und Parkanlagen, ein Meer von Grün in allen Schattirungen und Nuancen. —

Walther, der keinen Schlüssel eingesteckt hatte, klingelte an seiner eigenen Schwelle um Einlaß, einmal, zweimal. Vergebens. Seine dermalige Hausverweserin war flügge. Dennoch ertönte eine Stimme aus dem Innern der Wohnung; aber es war keine weibliche, noch menschliche überhaupt, sondern das bange, zärt-

liche „mau, mau“ eines Katers. „Schufterle! Mein armes Schufterle! Hat sie dich eingesperrt, das Irrlicht, die Herumtreiberin? Na, hoffentlich kommt sie bald“, unterredete sich Walther mit seinem Liebling. Damit stieg er wieder die Treppe hinunter. In dem Augenblicke, da er in den Garten getreten war, hörte er hart an seinem Ohr, so hart, daß er den menschlichen Hauch verspürte, die raunenden Worte: „Hat einen Liebhaber.“ — Walther schrak förmlich zusammen, wendete sich rasch und erkannte zu seiner Beruhigung in dem geheimnißvollen Souffleur die alte Buchhalterswittwe Bäumle, welche im Hause ein kleines Parterrezimmer bewohnte. Die Frau Buchhalter — diese stolze Titulatur verdankte sie dem Umstande, daß ihr Gemahl, da er noch an ihrer Seite wandelte, vor dreißig Jahren in einer Dampfmühle die Bücher geführt, — hatte sich ihrer Gewohnheit nach leise, wie auf den Ballen einer Katze, Walther genähert, den Kopf über seine Schulter gestreckt und ihm das Ungeheure flüsternd vertraut: daß seine Köchin einen Verehrer habe. Walther, sie anblickend, vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Denn, wie sie da vor ihm stand, sah sie aus wie Basilio im Unterrock, wie die verkörperte Verläumdung. Die grauen Eulenaugen in ihrem Gesicht, das die Form eines an seinen Polen gequetschten Gummiballs besaß, waren weit aufgerissen. Den Zeigefinger der Linken hatte sie zum Zeichen tiefen Schweigens auf den gespitzten, denunciationslüsternen Mund gelegt; mit dem der Rechten deutete sie unwillkürlich nach der Richtung, wo das Ungeheure sich ereignet.

„Ganz sicher! Sie hat einen Liebhaber — pst!“ zischelte die Alte, mit dem Kopfe zunickend.

„Bravo!“ sagte Walther, „Sie hatten früher doch auch einen!“

„Einige!“ antwortete die Frau Buchhalter womöglich noch geheimnißvoller. — „Pst!“ —

„Warum „Pst?“ —

„Mein Mann“, hauchte sie.

„Ist ja lange todt!“

„Aber die Leute — pst! — Ein Kutscher!“

„Was? Kutscher? — Buchhalter meinte ich doch, war ihr Mann?“

„Nein, sie; die Anna, Ihre Köchin — pst! hat einen Kutscher d'rüben vom Konsul — pst!“

„Entsetzen!“ rief Walther lachend. „Aber, da sehen Sie, Frau Buchhalter, mein Schufterl da oben!“ Des Malers Miene verklärte sich. An einem der offenen Fenster nach dem Garten hatte sich ein mächtiger, schneeweißer Angorakater gezeigt. „O, mein Schufterle! Mein gutes Thier! Mein Freund! Wir sind getrennt, und wer weiß für wie lange noch!“

Schufterle aber, der in löwengleicher Schönheit oben stand, riß seine klugen Augen groß auf, ruckte den Kopf nach allen Seiten, um mit der ihm eigenen, scharfen Beobachtungsgabe den möglichst besten Vortheil des Augenblicks zu erspähen, und sprang mit eins vom Fensterbrett auf einen Ast des gegenüberstehenden Birnbaums. Zwei Sätze — und er war unten; zwei weitere — und er befand sich zu den Füßen seines Herrn; noch ein Sprung — und der

riesige Bursche saß auf dessen Schultern und rieb eindringlich seinen schönen Kopf an Ohr und Wange des Malers, der ihn zärtlich streichelte.

„Ist sein Fell nicht schwanengleich? So weich, so schneeig! Und Mund und Näschen: — sind sie nicht rosig wie die Lippen der schönsten Jungfrau? Wie? Frau Buchhalter?"

„Jessus! Ein Thier! Von einem Thier so zu reden! Das ist Lästerung!"

„Das ist der Hochmuth der Menschen", erwiderte Walther, „bornirte Ueberhebung, von den Thieren so gering zu denken. — Telegraphiren freilich können sie nicht, auch nicht malen, oder geheimnißvolle Kutschergeschichten flüstern. Aber, was zu einer naturgemäßen, gesunden Lebensweise nöthig ist, verstehen sie sehr gut, sogar noch besser als der Pfarrer Kneipp. Na, und das Gemüth und der Verstand und die Schönheit und der Blick für alles Nothwendige, Rationelle und die Geschicklichkeit, es auszuführen? .... Stellen Sie sich vor, Frau Buchhalter, ich wäre Ihr seliger Herr Buchhalter vor 40 Jahren, und Sie als angebetete Frau wären da oben gestanden, wo mein Schufterle — was wäre geschehen? Sie hätten oben auf die Köchin geschimpft und auf den Kutscher; aber die liebenden Arme des Herrn Buchhalters unten wären leer geblieben. Nicht wahr? Also, nur immer bescheiden!"

Schufterle war inzwischen heruntergesprungen und beroch mit seinem feinen Näschen die Blüthe einer Narzisse, was sich allerliebst ausnahm. Darauf machte er einige geniale Clownsprünge aus Freude über die

wiedererlangte Freiheit. Walther, von jeder Bewegung seines Lieblings immer wieder aufs Neue entzückt, wollte das Thier scherzend erhaschen. Umsonst. Schusterle hatte seinen Kopf; er gehorchte wohl, aber nie sklavisch wie ein Hund, sondern immer erst nach einer Weile und wie aus eigenem Antrieb. Jetzt beliebte es ihm, das Straßenleben von erhöhtem Standpunkt zu beobachten, zu welchem Zwecke er auf einen Pfosten der niederen Gartenthür sprang, wo er ruhig sitzend, sich wie ein Schlußornament ausnahm. Walther, in der Absicht, nach seiner Köchin auszublicken, lehnte sich über den andern Pfosten, so, daß sein Kopf ein Pendant zu dem Kater bildete.

Die Zeitungsfrau näherte sich, um Walther das Abendblatt über den Zaun zu reichen. Es war eine steinalte, verkrüppelte Person, vom Scheitel bis zur Sohle kaum so hoch wie ein Regenschirm. Die Brust war platt; aber ein gut Stück von dem, das berufen gewesen wäre, in die Höhe zu streben, hatte sich nach rückwärts geflüchtet, wo es als dreieckiger Höcker wie ein Riesendorn saß. Von der Hüfte an neigte sich ihr knöchernes Körperchen gleichfalls durch eine ungeschickte Verrenkung stark nach rechts. Ueber dem linken Arm hing der Alten die abgenutzte, selbstgenähte Zeitungstasche aus Sackleinwand. Die rechte, stark entwickelte Hand umklammerte einen schwarzen Krückstock, nicht höher, als ein Spazierstöckchen aus einem Spielwaarenladen, mit dessen Hülfe — denn sie war auch lahm auf einem ihrer Dachsbeinchen — sie sich ruckweise vorwärts schnellte. Ihr Kopf war groß,

markant und energisch; das Gesicht voller Falten und hexenhaft. Das völlig ergraute Haar schaute aus einer peinlich saubern Kattunhaube strähnig hervor. Wie sie Walther die Zeitung in die Höhe reichte, hatte ihr auffallend großes, blaues Auge den flehenden Ausdruck eines Reptils, das, indem es getreten wird, zu seinem Quäler schmerzlich aufblickt.

„Sie kommen jetzt vom Färbergraben, den weiten Weg?“ fragte Walther, die Alte mitleidig ansehend.

„Zweimal jeden Tag“, antwortete sie, die Luft stromweis und asthmatisch hörbar, aufsaugend, „Früh und Nachmittag.“

„Ist das nicht zu viel für Sie, bei Ihren Jahren?“

„Manchmal möcht's schon zu viel werden, junger Herr, wissens im Winter, wenn's recht schneibt, da heißt's sich durcharbeiten; da sieht man oft nix von der Hex aus'm Schnee als d'Hauben. Aber es geht, muß gehen. G'sund bin ich und wissens, drin in der Expedition haben's an Einsicht, weil ich halt a Krüppel bin, der langsam fortkommt, und auch schon siebzig. Wissens, ich bin die „Seniorin“, wie sie's nennen, von den Zeitungstraglerleut'. Und so krieg' ich die Zeitung gleich wie sie fertig is, an viertel Stund' vor d' andern.“

„Haben Sie keine Angehörigen?“

„Na, gar keine. Und auch kein Mann“, lächelte sie. Es war ein Lächeln, mit dem sie in der Walpurgisnacht Ehre eingelegt hätte. „Noch an Jungfer,

junger Herr! So schöne Weibsleut wie ich bleiben alleweil in München Jungfern."

„Die Gemeinde versorgt Sie nicht?"

„O na, ich möcht' auch nix. Solang ma selber was verdiene kann."

„Und verdienen Sie denn soviel, daß Sie ordentlich leben können?"

„O freilich, jetzt schon. Wissens, ich hab' ganz a saubere Schlafstell', da weiter drunten, recht ordentliche Leut', a Hebamm' is's. Und die letzten Jahr, wo ich mir Früh und Mittag an Kaffee mit Semmel spendiren darf und a Quartel Bier am Abend, da leb' ich schon wie im Himmel."

„Wie im Himmel!" wiederholte Walther, den Kopf theilnehmend schüttelnd.

„Ich könnt' schon", fuhr die Alte fort, „was extra's verdienen, wenn ich wollt'. Denn die dummen Leut' draußen, manche halten mich für a Hex' und wollen, daß ich ihna Karten schlag'. Aber da komm' ich ihna mit dem da und jaug' sie" — hier schwang sie den kleinen Krückstock — „Na, ich nehm's ihna im Grund nit übel: Manche in der Stadt müssen mich auch für a Hex' halten; sonst d'rschrecketen s' nicht so, wenn ich ihnen die Zeitung geb'."

Walther, der seine Köchin endlich mit eiligen Schritten herankommen sah, wollte das Gespräch mit der Alten beenden und reichte ihr mit einem freundlichen Worte ein Markstück. Aber dieser hinkende Bote der öffentlichen Meinung sagte ablehnend: „Na, o na, junger Herr, i geh' nit auf'm Bettel."

„Na Frauchen“, drängte Walther, „auf ein Fläschel Wein.“

Die Alte lachte mit keuchenden röchelnden Tönen: „Wein! Junger Herr, Wein — na, na! Aber wann's just sein muß, dann nehm' ich's für's Begräbniß. Ich möcht' a recht ordentlich's haben und das kost' a Geld. Da spar' ich scho lang drauf. Na, d'r Sarg mein ich, wird nit hoch kommen, bei so an Zwerg wie ich bin. 's hat alles seine guten Seiten auf der Welt. Wenn man z'kurz is, is der Sarg billiger. — Na, ich bedank' mich schön! Adjös, junger Herr!“ — —

„Sie Ausreißerin!“ rief Walther seiner Köchin zu, als sie glühend vor Eile angekommen war, „müssen Sie sich denn immerfort herumtreiben?!“

„O Jesses, Jesses! Sein S' nur wieder gut“, beschwichtigte das junge, hübsche Ding ihren Herrn, „ich hab' was zu b'sorgen g'habt für die Wirthschaft.“

„Schwindeln Sie nicht, bei Ihrem Schatz waren Sie.“

Anna wurde jetzt noch röther und dadurch noch hübscher. Sie drehte und wandte sich in mädchenhaft verlegener Weise und erhob dann, ihren Brotherrn mit einem Auge fragend von der Seite anblickend, die Hände: „I bitt', nit zanken, nit zanken!“

Es war ganz reizend, wie es in diesem Augenblick aussah, das schlanke, elastische Geschöpf mit dem sauber gedrechselten Ovalgesicht und den dunkeln Schelmenaugen unter schwarzen, verwachsenen Brauen. Die Narbe über dem rechten Auge machte das Gesichtchen

noch pikanter. Walther, der sich in heiterster Stimmung befand und nur eine strenge Miene fingirt hatte, um sich bei seiner Dienerin in Autorität zu setzen, kämpfte vergebens mit einem Lächeln und sagte: „Sie — Rococofigürl!"

Anna verstand zwar den Ausdruck nicht; aber, sowie der Schalk fühlte, daß das Eis gebrochen sei, wurde sie noch agiler, hüpfte mit neckisch graciösen Bewegungen von der Gartenthür bis zum Wohnhaus den Schritten Walthers voraus, ununterbrochen „Manderln", d. h. lustige Gesichter schneidend.

„Eitler Goldfasan!" sagte Walther amüsirt. „Wär' das keine Bauerndirn, erst seit einem Jahr in der Stadt — wahrhaftig: das reinste Theaterblut!"

So wie das Wort Theater gefallen war, faßte sich der liebenswürdige Muthwille mit beiden Händen um die schlanke Taille und trällerte, im Zimmer umhertanzend: „Nur für Natur". —

„Sie Wurstel", unterbrach sie Walther, der seinen Schufterl im Arm wie ein Wickelkind hutschte, „werden Sie mir nicht gar zu leichtsinnig. Sie haben ja schon wieder einen Schatz, Sie verliebte Nocken. Ich warn' Sie!" —

„Jesses, Jesses, 's passirt doch nit immer gleich 'was."

„Esel! Einmal könnt' doch 'was passiren!" —

Schufterle, der Alles, was im Hause vorging, scharf beobachtete, spitzte plötzlich die Ohren, erhob den Kopf mit den weitgeöffneten, großen Augen und horchte auf. Richtig, es klingelte. Anna eilte, auf-

zumachen; Walther, verwundert, wer noch um diese Stunde kommen könne, folgte ihr! Aber wie erstaunte er, als in der offenen Thür, den Handkoffer in der einen Hand, die Fischstöcke in der andern, Papa Broemel stand! —

Die Begrüßung zwischen Vater und Sohn nach jahrelanger Trennung war eine überaus herzliche. Der Alte hatte sich nicht viel verändert. Nur sein Bäuchlein war runder geworden und einzelne weiße Fäden durchzogen das immer noch sorgfältig geglättete Haar. Mit Ausdrücken des Erstaunens nahm er die aus mehreren gut und bequem möblirten Zimmern bestehende Wohnung in Augenschein: „Wirklich, Prima! Und — praktisch!“ —

„Und warum ist Benedikt nicht gekommen? Oder kommt er morgen, wie er depeschirte?“ fragte Walther.

„Nein, Nein! Großartige Aussichten! Hat in Passau ungeheure Kellereien aufgefunden. Will eine ausgedehnte Champignonzucht anlegen.“

„Schwammerling-Kultur, — Armer Benedikt!“

„Nein, Walther, großartig! Geschäft mit Wien und München gleichzeitig. — Wir wollten im bayerischen Wald Holzkäufe machen und ungarische Pferde auf den Markt bringen. Da entdeckte Benedikt in Passau unter einem leeren Kloster endlose Kellereien, wie er schon längst gesucht; und da will er nicht weg, bis er sie gepachtet hat. Dann kommt er aber gleich. Er freut sich weiter nicht wenig darauf. Ach, wie der Dich gern hat! Ueberall trägt er eine dicke Brieftasche mit Kritiken über Deine Bilder mit sich herum.

Er muß sie schon auswendig können. In der Nacht, wenn ich schon einschlafen will, brennt immer noch an seinem Bett das Licht; da liest er die alten Zeitungen. Und wenn er in einer Kunsthandlung Photographien sieht oder Stiche nach Deinen Bildern, ja, da solltest Du ihn sehen, er ist nicht wegzukriegen. Manchmal geht er hinein und erkundigt sich nach dem „Meister“, nur, um dich loben zu hören. Manchmal kauft er auch etwas, weil er glaubt, Dich dadurch populär zu machen.“

Walther, der ein wahres Talent besaß, sein Gemüth zu verstecken, maskirte seine tiefe Rührung dadurch, daß er mit Daumen und Zeigefinger in leidenschaftlicher Weise sein Schnurrbärtchen malträtirte. Auch der Alte war weich geworden. Seine Nase röthete sich gerührt und im Winkel des Auges zeigte sich ein bescheiden Thränchen, das rasch weggedrückt wurde.

Walther, um sich über die thränenselige Stimmung, in welche beide gerathen waren, rasch hinwegzuhelfen, lud nun den Alten ein, sich an den Abendtisch zu setzen. „Du wirst hungrig sein und müde“, sagte er, „die Anna wird gleich auftragen.“

„Na, das ist recht. — Aber herrlich! muß ich schon sagen; diese Gärten rundum! Und da seh' ich auch Wasser d'rüben, gewiß ein Isararm. Kann man darin fischen?“

„Soviel Du Lust hast.“

„Aber das ist praktisch! Da werde ich gleich morgen — ich hab' Alles mit.“

Anna hatte inzwischen tanzend, trällernd, Geschirr

zerschlagend und nicht ohne gewisse Reklamemacherei, aber mit großer Fixigkeit das Abendessen aufgetragen. —

„Erzähl' mir jetzt, Vater, erzähl' mir Alles. Seit ich von Wien weg bin, erfahre ich so wenig von euch! Du schreibst gar nicht und Benedikt alle heilige Zeiten nur ein paar zerstreute Worte. Aus den Briefen der Mutter aber werde ich, aufrichtig gesagt, nicht klug. Sie sind so lang als verworren und dabei so undeutlich geschrieben, daß ich kaum die Hälfte zu enträthseln im Stande bin."

„Na, nach der Verheirathung der Charlotte, das weißt Du ja, sind wir von Olmütz weggezogen. Wir haben müssen; denn da ist das Letzte aufgegangen, was nicht schon verwirthschaftet war. — An Dich hat die Mutter auch gedacht. Du hättest auch herhalten sollen. Nur der Benedikt hat's nicht geduldet."

„Ich habe mein Schärflein beigetragen."

„Wie?" —

„Die Mutter hat mir doch in einem ihrer energischen Briefe geschrieben, ich soll augenblicklich Geld schicken."

„Also doch — doch!"

„Ja, 2000 Gulden. Sonst ging die Partie zurück, und ich wär' an dem Unglück Schuld. Der Brief hätte beinah' durch seinen Ton den Zweck verfehlt." —

„Wie fast alles, was diese Frau angreift."

„Dann", fuhr Walther fort, „wurde ich gleich pränumerando abgekanzelt. Wenn ich mich auch immer von der Familie zurückgezogen und immer nur genommen und genommen habe, für so schlecht will sie mich doch

nicht halten, daß ich mich bei dieser Gelegenheit zurückziehe. Und so weiter."

„Wir haben von alledem nichts erfahren. Wieviel hast Du denn geschickt?"

„Soviel als mir damals möglich war, 1200 Mark."

„Merkwürdig! Wenn sie wenigstens mir und Benedikt damit die Sache erleichtert hätte! Aber nein! Wahrscheinlich hat sie auch mit diesem Geld so dummen Kram für die Charlotte zusammengekauft. Sie steckt ihr ja noch jetzt immer zu." —

„Was ist dann gescheh'n?"

„Wir sind nach Wien, auf's Gerathewohl, um dort Geschäfte zu machen, mit — was da kommt. — Ich hab' eine bescheidene Wohnung auf der Wieden vorgeschlagen und daß alle Mädels arbeiten und verdienen sollen — weißt Du. Aber, keine Idee. Am Graben mußte ein halber Stock gemiethet werden, 2000 Gulden Zins. Ich bitt' Dich, so ein Unsinn, mit keinem Scheingroschen in der Tasche! „Verdienen! In Wien heißt's verdienen. Hier liegt das Geld auf der Gass'n", hat die Frau immer geschrien. Und wenn wir zu verschlafen sind, wird sie für uns den Geschäftsgeist haben. — Na, sie hat bald zwei große Zimmer vermiethen müssen. Aber damit war's auch nichts auf die Dauer. Das Vermiethen ist auch so 'ne eig'ne Sache, weißt Du. Und dann paßt die Mutter nicht dafür. Na und wie einmal Einer hat keck werden wollen gegen Deine Schwestern, war's überhaupt aus. Denn darin, was die Moral anbelangt, ist die Mutter ja immer eine mustergiltige Frau gewesen."

„Ja, ja", sagte Walther, „das hab' ich immer an ihr geachtet. Aber weiter. Und Ihr?"

„Wir haben allerlei getrieben, was zu machen gewesen ist. Wenn wir was gehört haben im Kaffeehaus, wo wir viel gesessen sind, ist der Benedikt gleich ans Werk gegangen. Erst hat er „fliegende Bierlauben" erfunden, weißt, so wie Sodawasserbuden, und dann immer wieder gleich verkauft. Daran haben wir viel verdient. Aber die Polizei hat's schließlich verboten, wegen der Passage. Dann hat der Benedikt auch einen Krahn erfunden, wie ein Schiffskrahn, um bei Feuersgefahr Möbel aus hohen Stockwerken zu retten. Darauf will er noch Patent nehmen. Dann haben wir in Pest eine Sargfabrik etablirt, wobei wieder gar nichts herausgeschaut hat. Dann hat er in Galizien große Waldkäufe gemacht für deutsche Firmen. Dann in Bosnien Roßhandel getrieben, wobei wir Beide einmal auf einen Tag in's Loch mußten, weil wir keine Päſſe hatten. Und so ist's halt auf- und abgegangen. Bald haben wir was gehabt, bald wieder nichts. Was verdient worden ist, hat der Benedikt immer gleich hergegeben; denn für sich braucht er gar nichts. Er liegt, wenn's sein muß, auf dem Strohsack. Er gibt Alles weg: der Mutter, den Schwestern. Nur Eins kann der Benedikt nicht lassen, die Frauenzimmer; freilich, wählerisch ist er auch da nicht. — Apropos, Du, er hätt' eine Partie machen können, glänzend, eine Holzhändlerstochter. Die war ganz verschossen in ihn. Aber nein, er will der Emma Rothhas Wort halten. Jetzt bitt' ich Dich, einem Kinde — unpraktisch! Das

Mädel schreibt ihm ganz hübsche Briefe. Wo's nur geht, fährt er zu ihr. Jetzt ist sie 13 oder 14 alt."

„Aber, ihr habt doch Erbschaften gemacht, hab' ich gehört?"

„Ja, zwei. Eine vom Großvater in Neutitschein, 6000 Gulden. Na, aber da waren wir noch Allerlei in Olmütz schuldig, weißt, der Lampert, der Wucherwolf. Und später hat die Mutter von ihrer Verwandtschaft 7000 Gulden geerbt."

„Nun also, da hättet ihr doch etwas Vernünftiges anfangen können?"

„Ach, Du mein guter Walther! Davon haben wir nie was zu sehen kriegt. Das hat die Mutter in eine Tischschublade eingesperrt und damit an der Börse gespielt. Du weißt ja: für die Familie. Um uns groß zu machen! Für sich keinen Kreuzer! Ein gewisser Grünblatt, weißt, Einer, der nur ganz große Geschäfte macht und auf den sie Stücke hält, war ihr behülflich. Der ist ein Schulfreund von Benedikt. Die Mutter schreit: ‚genial!' bei jedem Wort, das der sagt und lamentirt, daß ihre Söhne von dem seinem Geist auch nicht das Mindeste in sich haben. Der Grünblatt macht aber auch wirklich kolossale Geschäfte, baut Bahnen, spekulirt an der Börse, kauft Bauplätze —"

„Na, und der —?"

„Na, der hat für die Mutter gespielt, aber ohne Glück, und nach ein paar Wochen war die Schublade leer."

„So — — Und was ist's denn mit meinen übrigen Geschwistern?"

„Die Lina singt; vielleicht, daß wir sie zur Oper bringen. Die Josephin' gibt Klavierstund', obwohl das der Mutter nicht nobel genug ist. Den Heinrich hat der Grünblatt als ‚Gallopin' an die Börse gebracht. Und die Johanna, das ungeschickte Ding, die so hübsch war, und sich schon zweimal hätte verheirathen können, der steckt noch immer der Olmützer Mediziner im Kopf, der sie sein Lebtag nicht nimmt. So unpraktisch!" —

So sprachen sie noch lange bis tief in die Nacht hinein über Alles und zumeist über Benedikt.

Anna träumte bereits von ihrem livrirten Glück, Schufterle vagabundirte längst in den Nachbargärten mit einer Kameradschaft, der er an Geist und Fell weit überlegen, als Walther seinen Vater in's kleine Fremdenzimmer begleitete und ihm Gute Nacht wünschte.

Trotz großer Müdigkeit nahm der alte Herr noch Möbel für Möbel, Gegenstand um Gegenstand bewundernd in Augenschein, bevor er sich zu Bette legte.

VIII.

In aller Frühe, beim ersten Morgengrauen, wurde Walther aus dem Schlaf gesungen. Der Vogelgesang, der aus den gegenüberliegenden Gärten durch die offenen Fenster in sein Zimmer drang, war so intensiv, daß er ihn weckte. Tausend Stimmen riefen ihm mahnend zu: „Mensch, wach auf, die Welt ist so schön! Maler, schäme Dich, Dein Auge dieser Pracht länger zu verschließen!“ Von einer herrlicheren Morgenserenade ist noch kein Gekrönter aus dem Schlummer geweckt worden! —

Wie sie sich ihre Freuden jauchzend erzählten, ihre Schmerzen schluchzend klagten, tausend Dinge aus Nah und Fern fragend und antwortend zuriefen, realistische Liebesgeschichten gestanden, Liebesglück, Liebesweh in Coloratur umsetzten! Wie sie zwitscherten und gurgelten, und zirpten und flöteten: — ein Preis- und Lobgesang dem jungen Tage, eine Jubel-Ouverture dem erwachenden Sonnenlicht entgegen!

Walther horchte voll Entzücken und schaute mit trunkenen Augen in's Grüne, in die noch unberührte Schönheit des Morgens, der wie träumend und verschlafen d'reinsah, aber ahnungsvoll und hoffnungsfroh.

Gegen sechs Uhr erklang ein kurzes, abgerissenes Zerren an der Glocke. „Ah, Schufterle!“ fuhr Walther aus leisem Halbschlummer empor, „bist Du schon da? — Anna, das Schufterle!“

Wirklich war es des Malers Liebling, der sich täglich, sobald seine Schleich- und Streifzüge beendet waren, an der Hausschwelle seiner ganzen Länge nach emporreckte, bis er mit einem seiner feingegliederten Pfötchen den Messingring des Glockenzugs erfaßt hatte, um denselben anzuziehen. Zwei Minuten später trottelte der abgespannte Nachtschwärmer durch die offene Thür in's Zimmer und zum Lager seines Herrn. Mit keckem Satz sprang er demselben auf die Brust, kreuzte hier wie ein Türke die Beine und gab ein eigenthümliches, wollüstig-behagliches Schnurren von sich. Erst nach diesem zärtlichen Morgengruß sprang er wieder zur Erde und schleckte den bereitgestellten Frühstücksrahm auf, dabei die Nase tief badend, daß sie tropfte. —

Der alte Broemel trat in's Zimmer, das Fischgeräth in Händen.

„Ich seh', Du bist gerüstet, Vater“, rief Walther lachend; „schau' die Fischotter zu erwischen, die die Nachbarn d'rüben seit Monaten beobachten.“

„Eine Otter?“ sagte der Alte. „Das ist ja ein furchtbarer Feind, der tausend Fische schluckt; den zu kriegen, wär' eine wahre Wohlthat.“

„Weil er das mordet, was Ihr morden möchtet?! Die Thierfreundlichkeit und der Thierschutz der Jäger hat etwas Komisches, etwas blutig Komisches. Das sentimentale Mitgefühl für einen Braten, den ihnen

ein anderer vor der Zeit wegfrißt, das moralische Entrüstetsein gegen den Mörder, der dazu von der Natur weit mehr Anrecht hat als der auf Pulver und Blei dressirte!" —

Papa Broemel, der sich nie im Leben viel mit Denken geplagt, hatte den leisen Hieb seines Sohnes nicht gefühlt, und ging, von Anna geleitet, hinunter an den Bach.

Als er nach etwa einer Stunde zurückgekommen war, hüpfte ihm Anna flink entgegen und fragte schalkhaft: „Na, wo haben's denn jetzt die Forellen? Ich hab' schon Alles dazu hergericht't."

„Am frühen Morgen beißen die Fische nicht", sagte der Alte mit belehrendem Ton und erhobenem Zeigefinger. —

Broemel konnte es nicht erwarten, das Atelier seines Sohnes in Augenschein zu nehmen. Und gleich nach dem Frühstück schlugen Beide den Weg dahin ein.

Walther war verwundert, als er dort die Thür nicht verschlossen fand. Noch mehr steigerte sich sein Erstaunen, als er beim Eintreten einen Mann bemerkte, vor einem seiner Bilder in Betrachtung versunken und ihm den Rücken zukehrend. Erst nachdem Walther einige Schritte näher getreten war, wendet sich der Eindringling — und die beiden Brüder stehen sich gegenüber.

Benedikt's Gesicht war mager, gebräunt und durchfurcht; er trug lange, dünne Bartcoteletts, die wie der dürftige, strähnige Schnurrbart von einzelnen grauen Fäden durchzogen waren. Seine Bewegungen

waren hastig und unstet. Die Kleidung strebte nach Mode und Chic, verrieth aber nichtsdestoweniger den Mangel an Talent für derartige Künste, vielmehr eine gewisse saloppe Vernachlässigung. Benedikt hatte etwas von einem Faiseur aus minder dominirenden Kreisen. —

Die Begrüßung der beiden Brüder war überaus herzlich; zumal Benedikt war tief ergriffen. Von den Bildern vermochte er sich nicht zu trennen und staunte sie an voll Bewunderung.

„Aber, wie kommt's, daß Du heute schon hier bist?“ fragte der alte Broemel. „Wie sind denn die Sachen in Passau ausgefallen?“

„Brillant“, antwortete Benedikt, „Pacht abgeschlossen. Die Angelegenheiten haben sich wider alles Erwarten rasch abgewickelt, weshalb Abreise früher möglich gewesen.“ —

Man verbrachte den Tag unter gegenseitigen Erzählungen und beschloß, da Benedikt Zeit hatte, einen zweitägigen Ausflug in's bayerische Gebirge.

Tags darauf befand sich die Gesellschaft auf dem Perron, den Abgang des Zuges erwartend, die beiden Brüder Arm in Arm in lebhaftem Gedankenaustausch; Papa Broemel hinterher mit seinen Fischstöcken.

Die Lokomotive qualmte entsetzlich und spie Unrath wie ein kleiner Krater.

„Abscheulich!“ sagte Walther, sich den Schmutz abwehrend. „Daß unsere Zeit der Erfindungen noch nichts erfunden hat gegen dies scheußliche Staubfressen!“

„Siehst Du, ich habe schon daran gedacht“, sagte Benedikt lebhaft. „Schau, ungefähr so könnt’ ich mir die Vorrichtung denken.“ Er zog ein dickleibiges, beinahe vollgekritzeltes Notizbuch hervor und zeichnete schnell etwas auf ein halbleeres Blatt, das er lebhaft gestikulirend und explizirend seinem Bruder zur Beurtheilung hinhielt.

„Ja, ja, es könnte möglich sein. Ich versteh’s nicht recht. — Du hättest studiren sollen, Benedikt. Schade!“

„Ja, wenn ich studirt hätte!“ sagte dieser und seine Blicke irrten wehmüthig und wie abwesend im Leeren. „Wenn ich studirt hätte!“ wiederholte er mit leisem, tiefem Seufzer.

„Es ist noch Zeit“, bemerkte der Maler, „zum Lernen ist’s nie zu spät.“

„Es geht nicht. Ganz unmöglich.“

„Warum?“

Benedikt schüttelte nur verneinend den Kopf.

„Ja, ja, ich weiß“, sagte Walther, „Die in Wien, Mutter, Geschwister, — Du armer Pelikan!“

„Es fehlt nur noch etwas, was ganz Kleines an der Sache hier; aber ich werd’ es finden. Ich trag’ es dann dem Generaldirektor der bosnischen Bahnen an.“

„Dann wirst Du ein Wohlthäter der Menschheit!“

Bald darauf im Coupé, wo der abscheuliche Kohlenrauch womöglich noch qualmender wurde, saß Benedikt in einer Ecke, das Notizbuch in der Hand, in leidenschaftliches Brüten versunken, wobei er die Spitzen seines Schnurrbarts, den er mit der Zunge

in den Mund dirigirt hatte, seiner Gewohnheit nach nervös kaute. Zwei Stunden später hatte man die Station Uebersee erreicht, wo Walther einen Wagen nahm, der die Gesellschaft nach Wessen bringen sollte. Ein Ereigniß bewegte das kleine, traurige Nest: Ein Einbrecher befand sich daselbst. Er hatte vor einigen Tagen einem Bauern eine alte Hose im Werthe von 40, 50 Pfennigen gestohlen und gestern dem Oberwirth einige junge Tauben aus dem Schlage geholt. Der Wirth, der gerade den Wagen anspannte, zeigte den Broemels aus dem Hinterhalt den Entsetzlichen, wie er ahnungslos im Garten seiner Wirthschaft kegelte, und vertraute ihnen im Flüsterton, daß er bereits telegraphisch Gensdarmerie requirirt habe und sie jede Minute erwarte. Richtig, da kamen auch schon zwei Mann mit ihren drohenden Bajonnetten. Einer davon blieb im Hinterhalt, der Andere trat in den Garten und hatte auch schon mit einem einzigen Griff den armen Teufel.

Ein rechter Tigergriff, und der kleine Strolch erbrach sich vor Erregung und Entsetzen. Es war ein schrecklich armseliges Kerlchen: mager, lahm auf einem Fuße, am ganzen Körper verkümmert und ein wenig idiotisch, „moralischer Defekt“ wäre Professor Grashey's Diagnose gewesen. Man hätte den Räuber mit dem kleinen Finger umstoßen können. Nichtsdestoweniger wurde er von den Beiden sofort gefesselt. Und mit welcher Genugthuung sie der Jammergestalt die Ketten anlegten; mit welch' naiv-bestialischem und zugleich bureaukratisch-wichtigem Gesichtsausdruck! Es war ein

abscheulicher Anblick. Benedikt wandte sich ab, innerlich angewidert.

Walther bemerkte: „Das ist doch auch Jagd — Menschenjagd! Wenn so einer nicht schon ganz hart gesotten ist, so tödtet es in ihm den letzten Funken von Ehrgefühl und bleibt seiner Seele ein Kainzeichen. Aber auch für die Passanten ist der Anblick grausam quälend. Besonders die Jugend sollte man davor bewahren, einen Menschen in Ketten, wie ein Thier durch die Straßen geschleppt zu sehen. Der Kitzel dieses widerlichen Schauspiels dürfte kein heilsamer sein für junge Seelen.“ —

Schon tief in den Bergen, in einem großen, weiten Kessel, der von fünf oder sechs grünen, gleichsam zum Tanz sich umschlingenden Bergriesen gebildet wird, klebt Ober-Wessen als einzige Ortschaft in einem Winkel wie hingespritzt aus einem Riesenpinsel. Das Wirthshaus liegt hart an der breiten, steilen Bergstraße, die nach Tirol führt, gleich einer Zollstation in einem Engpasse. „Hier geht“ — um Schiller'sche Rhetorik zu citiren — „der sorgenvolle Kaufmann und der leichtgeschürzte Pilger, der Säumer mit dem schwerbeladenen Roß.“ Hier muß Alles Tribut zahlen. — An dem heutigen Nachmittage, den die Broemels vor dem Wirthshaus unter einem schattigen Baume am massiv gefugten Tische zubrachten, hatten sie Gelegenheit, allerlei Passanten zu beobachten. Da kam zuerst und nahm einen Schnaps oder mehrere ein Wurzelsepp nebst Gemahlin und Hundegespann, der in den Bergen Kräuter für Apotheken sammelt und sich zu diesem

Zwecke den Sommer über auf den Bergen herumtreibt. Auf dem Wägelchen befand sich außer einigen kleinen Säcken mit trock'nen Kräutern und Wurzeln das ambulante, sommerliche Ehelager: eine alte magere Matratze. Der Mann trug eine eiserne Brille mit kreisrunden Gläsern, und war in seinem Winterquartier, einem Gebirgsstädtchen, als Wunderdoktor wohl angesehen.

Dann kamen zwei marode Handwerksburschen, um im Wirthshaus das „Ortsgeschenk" zu erheben. Ihr Gespräch wurde social-politisch, und sie stießen mit Schnaps auf Deutschland an, wo es dem Handwerksburschen besser erginge als in Oesterreich. Dort Geld, hier schlechte Verpflegung und Ungeziefer im Nachtquartier. Die Broemels ließen den Beiden Bier und Essen bringen, und sie fühlten sich reich wie die Rothschilds, nachdem diese den Kupferring geschmiedet.

Ein christlicher Derwisch kam, ein Bettelmönch, ein Mensch ganz nach dem Evangelium, ein Stück unverfälschtes Christenthum. Er war schwerbeladen mit Viktualien aller Arten. Ein Fäßchen Butter, das er nicht mehr selbst erschleppen konnte, trug ihm ein alter Austragsstübler nach, der durch nichts interessirt war als den Gedanken, durch diesen frommen Dienst ein paar Tausend Jahre Fegfeuer billig loszubringen. Der alte Mönch, mit gutmüthigem Gesichtsausdruck, schenkte für die empfangenen Gaben Heiligenbilder aus seinem Brevier. Auch Walther erhielt seinen bunten Heiligen. Musikanten kamen aus Tirol, um andern Tages auf der „Fraueninsel" zu spielen u. s. w. — Am Nachmittage schritten die beiden Brüder in

heiterster Stimmung die Bergstraße hinan und erzählten sich viel.

„Und Du willst also wirklich die Emmy Nothas heirathen?“ fragte Walther.

„Ich habe sie doch dazu erzogen, meine Frau zu werden.“ — Jedenfalls kann ich Dir sagen, ist das Kind so brav geworden, so ernst, Du glaubst es nicht. — Sie wird jetzt 14 Jahre und —“

„Du 38“, unterbrach Walther. „Einen Jüngling bekommt sie einst nicht zum Mann.“

Benedikt, dessen Gesicht einen ernsten Ausdruck annahm, hielt einen Augenblick und ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Daran denke ich viel zu selten“, sagte er nach einer Pause. „Ich bilde mir nur immer ein, weil sie doch arme Leute sind. — — Freilich, freilich, ich hab' es bisher auch noch zu nichts gebracht. — Aber sie wär' ja unglücklich, das Kind. Und ihre Mutter und die Tante! — Nein, das muß durchgeführt werden.“

„Und Du hast sie wirklich gern?“

„Sehr!“

„Aber doch kaum — kaum — wie soll ich sagen — kaum wie ein Mann ein Weib liebt.“ —

„Ja, Walther, wie soll ich Dir da antworten? Wie ein Weib — ja, ich meine schon, daß davon ein Bischen was dabei ist. Ich mag sie eben sehr gern. So ein gutes, schönes Menschenkind! — Wart!“ — Er zog ein dickes Portefeuille und holte aus demselben einen Brief hervor: „Ihr letzter Brief. Sie schreibt mir nämlich immer.“

„So zeig', altes Kind."

„Geh', lies laut, Walther."

„Mein lieber, guter Benedikt!

Mit Deinem letzten, lieben Brief haben wir uns alle schrecklich gefreut. Besonders, da wir um Dich immer so besorgt sind, wenn Du in Ländern reisest wie Ungarn, wo es in den Dörfern und Städten kein rechtes Unterkommen geben soll, dagegen viele Gefahren. Da warten wir schon alle und freuen uns ganz schrecklich auf Nachricht von Dir. Gott sei gelobt, daß es Dir gut gegangen ist! — Aber gegessen hast Du gewiß schlecht, und wer weiß wie geschlafen. Armes, gutes Benediktl! Wenn Du kommst, wie Du versprochen, worauf wir uns schon sehr, sehr freuen, so versprech' ich Dir, daß Du gut essen sollst. Und rath' nur, wer Dir kochen wird? Ich! Denn ich hab' große Fortschritte im Kochen gemacht! Na, wenn Du jetzt nicht augenblicklich kommst — —"

„Was sagst Du, Walther?"

„Ja, ja, ganz artig."

„O, sie hat gut gelernt, immer die beste Klasse bekommen. — Geh', lies weiter!"

„Die Mutter läßt Dich bitten, Du sollst nicht immer von dem Geld schreiben, das sie Dir damals geborgt hat. Sie will's nicht hören. Wir brauchen nicht viel und kommen schon so aus, und wissen, daß es bei Dir gut aufgehoben ist. Du mußt ja für Deine Geschwister verdienen. Das wissen wir, und das ist so schön von Dir! Aber Dir sollst Du darum nichts absparen, wie Du wirklich thust. Das ist Unrecht

von Dir. Du hältst gar nicht auf Dich. — Ich dank' Dir für die „Guterln" aus Wien. Aber warum thust Du das? Das viele Geld! — Die Mutter, die Tante und die Flora grüßen Dich herzlich. Also komm' recht bald und schau', was für eine lange Stange Deine Emmy geworden ist. Einstweilen schickt Dir tausend Küsse Deine Emmy".

„Wie lang hast Du sie nicht gesehen?" fragte Walther, den Brief zurückgebend.

„Zwei Jahre. Es war nicht zu machen."

„Vorher?"

„Sehr oft. Im Jahre mehrere Male, um —"

„Die Erziehung zu leiten", lächelte Walther. „In einem Punkte hat Emmy recht. Deine Aufopferung für die Familie geht zu weit. Du giebst ihnen einfach Alles, und was noch schlimmer ist, Du ergreifst Alles, und gewiß vieles gegen Deine Neigung, um geben zu können."

„Ich habe damals in Olmütz im Geschäft dem Vater, der Familie, viel Geld verthan." —

„Zugegeben. Aber, wer hat sie geheißen, einen Menschen wie Dich, auf diesen Posten zu stellen? — Außerdem hast Du das zehnmal wieder zurückbezahlt! — Benedikt, ich beschwöre Dich, laß' Dich nicht von Deiner zu großen Herzensgüte hinreißen, Geschäfte zu treiben — die — Du darfst mir nicht böse sein, die nicht — vornehm genug sind." —

„Oh, da kannst Du ruhig sein. Du meinst unreelle Geschäfte?! Nein, nein! Aber schau, ein Kaufmann muß wagen, unternehmen. Ich habe wieder Großes

vor mit Grünblatt zusammen. Dieser Mann besitzt ungeheuren Unternehmungsgeist. Du hast keinen Begriff. Er spielt nur so mit Hunderttausenden. — Uebrigens ein Schulkamerad von uns. Erinnerst Du Dich nicht?"

„Nein."

„Er wird ein Glück für uns Alle. Bedenk' nur: die kranke Mutter, die vielen unversorgten Mädels —"

„Schön, schön. Aber Du — bist Du denn versorgt? Und schließlich — die kleine Briefschreiberin? An die wäre doch wohl auch zu denken."

„Emmy! Meine kleine Emmy!" sagte Benedikt gerührt. „Ach ja, das Kind — mein Kind! Das thut mir so weh', so weh', Walther. — Aber schau, wenn nur eine Unternehmung mit Grünblatt glückt —"

„Ich fürchte diesen Grünblatt. Wie alle Epigonen von Barnum und Strousberg —"

„Nein, nein, Du irrst. Ein ganz famoser Mensch! — Schau, dann wär' ja auch der kleinen Emmy geholfen. Und Allen. In erster Linie unserer Familie. Die Familie aber, Walther, das wirst Du doch zugeben, geht über Alles."

„Nicht so unbedingt, Benedikt. Allzugroßer Familiensinn führt zur Einseitigkeit, ja, ist sogar ahnungsloser Egoismus, unter dem gewöhnlich die Allgemeinheit leiden muß. Du kannst bemerken, daß gerade die bösesten Geschöpfe die zärtlichsten Familienväter sind. Der Fuchs mordet Hühner und Tauben und bringt sie seiner Brut. Der polnische Wucherer richtet ganze Dörfer zu Grunde und hängt

seiner Frau Brillanten in's Ohr, daß ihr die Läppchen davon durchreißen. — Du wirst mich nicht mißverstehen, daß enger Familiensinn und allgemeine Herzensgüte Hand in Hand gehen können, dafür bist Du ja der lebendige Beweis. Aber, ich wollte nur damit sagen, daß man den Familiensinn nicht als das Gute selbst proklamiren soll. Oder hältst Du **mich** für herzlos?"

„Aber, Walther, Walther, Du hast ja soviel gethan!"

„Wohl. Aber nicht wie Du. Für mich gibt's noch andere Interessen: die Kunst, meine Freunde, mich selbst." —

Unter solchem Gespräch waren die Beiden auf der sanft emporsteigenden, von grünen Bergkegeln flankirten Landstraße, die alle Capricen und Schlangenwindungen eines kecken Baches recht gewissenhaft kopirte, einige Zeit fortgegangen, als sie in kurzer Entfernung Papa Broemel erblickten.

„Hast Du Beute gemacht?" rief ihm Walther entgegen.

„Beute? Haha — wär' beinahe selbst eine geworden. Ein Grenzer hat mich beim Angeln erwischt, vier Mark abgenommen, die Fischstöck' dazu."

„Die wollen wir schon wieder kriegen. Laß' Dir darum den schönen Ausflug nicht verderben." —

Nach zwei prachtvollen Sommertagen verließen die Broemels Wessen und fuhren zur Bahnstation. Hier trennte sich Walther nicht ohne Rührung von Benedikt und dem Alten und kehrte, während Jene den

Schnellzug in's Oesterreichische benützten, wieder nach München zurück. — Hier sollte er eine seltene Ueberraschung erfahren. Seine Wohnung war verschlossen. Nachdem er sie geöffnet und in's Schlafzimmer getreten war, bemerkte er überall, zumal auf dem Nachttisch, neben Aschenhäufchen ganze Hügel Cigarrenstummel. Er revidirte, und richtig, das Cigarrenkistchen war geleert. Leer fand er auch fast alle Weinflaschen und ausgetrunken bis auf den letzten Tropfen war sein Cognac fin champagne — und all' das hatte mit ihrem Kutscher die böse Anna gethan!

IX.

Vom Hause der „Geschwister" in Roßlitz wehte eine Fahne, eine von denen, die vor Jahren für den „Signaldienst" gebraucht worden waren. Benedikt hatte sie damals den Kindern geschenkt und Flora, das frohe Ding, war auf den Einfall gekommen, eine davon heute zu hissen. Die Eingangsthür war mit Guirlanden gesäumt. In den Innenräumen, auch sonst schon blink und blank, so wenig Staub wie auf dem Meeresspiegel. Auf den Tischen mehrere mit Geschmack gebundene Bouquets aus Garten-, Wald- und Wiesenblumen. Die Geschwister, die Alten wie die Jungen, im Sonntagsstaat. Die Küche reich bestellt wie am Fasttage bei einem Grützner-Prälaten. Denn gestern — welch' ein Ereigniß für das stille Haus! — war eine Depesche angekommen, die das Eintreffen Benedikt's ankündigte. Er hatte sich spontan entschlossen, vor seiner Unterhandlung mit Grünblatt und der großen Reise, die derselben folgen sollte, seine Emmy aufzusuchen. Flora, die an ihrer jüngeren Schwester mit wahrhaft fanatischer Liebe hing, war, weil Emmy vor Aufregung nicht schlafen konnte und auch ein wenig von einem Backen-

zahn geplagt wurde, in der Nacht zu ihr in's Bett gestiegen und hatte ihr allerlei Drollerien erzählt, um sie zu zerstreuen. Dabei legte sie den Kopf der Leidenden an ihre Brust, faßte ihre Hand und schläferte sie gleichsam hypnotisch ein. Als Emmy früh völlig gesund erwachte, wurde sie von Flora herausgeputzt. Einmal über das andere während dieser Beschäftigung rief das geweckte Mädchen, eine volle, stattliche, rosige Blondine, mit durchgeistigten, großen, blauen Augen: „Nein, bist Du hübsch, Emmy!" War es ein blindes Verliebtsein in ihre Schwester? Oder Muthzusprechen? Denn Emmy hatte sich durchaus nicht zu ihrem Vortheil entwickelt. Aus dieser anmuthigen Rundlichkeit war ein hochaufgeschossenes, mageres „Schlankerl" geworden, mit langen Armen und flacher Brust. Das Gesicht spitzig und blutleer; die Zähne gut, aber schütter gepflanzt wie eine Allee. Nur die braunen Augen hatten Wort gehalten. Ihnen allein vermochte die allgemeine Umbildung nichts anzuhaben; im Gegentheil, sie schienen sich selbst übertroffen zu haben, sie waren mild und süß und wie eine rührende Frage an das Leben und an das Schicksal. —

Gegen Mittag mußte Benedikt kommen. Emmy — so hatten es die beiden Mädchen verabredet — war ihm mit einem Blumenstrauß in der Hand eine halbe Stunde auf dem Wege nach Olmütz entgegengegangen. Flora folgte ihrer Schwester voll Antheilnahme unbemerkt in gewisser Entfernung.

Benedikt schritt die Landstraße hastig daher. Seine Gedanken flatterten; sie waren bei Emmy, seinen Ge-

schwistern, seinen Erfindungen, Grünblatt. Als er in der Ferne eine weibliche Gestalt bemerkte, wurde er aufmerksam, und da ihm einfiel, es könne Emmy sein, die da komme, sehr bewegt. Aber er wußte noch nicht, bemühte sich, den Blick möglichst zu schärfen und beschleunigte seinen Schritt. Sie jedoch hatte ihn bereits erkannt und winkte mit dem Strauß. Es durchzuckte ihn; er geht nicht mehr, er macht förmliche Sätze ihr entgegen; und so wie er sein bräutliches Kind erreicht, umarmt er's stürmisch und drückt's mit zitternden Händen an sich: „Mein Kind — meine Emmy — mein gutes Kind!" Die Kleine, deren Augen sich mit Thränen füllen, liegt an der Brust ihres Freundes. Nach dieser Pause der Rührung nimmt Benedikt, wie er früher so oft gethan, den Kopf des Jüngferchens zwischen seine Hände, um ihr in die Augen zu blicken. In diesem Moment, mitten in seinem Jubel, stutzte er. Er hatte Emmy zwei Jahre nicht gesehen und überhaupt, seit er Olmütz verlassen, immer nur ganz flüchtig. In seiner Phantasie lebte sie daher unwillkürlich als fünfjährige, entzückend schöne Amorette. Und nun? — sie hatte sich so verändert! — Das währte eine Sekunde. Dann strahlte sein Auge wieder voll Güte und spiegelte eine schlackenlose Seele. Aber eine neue Empfindung für diese junge Menschenblüthe war plötzlich in ihm erwacht: das Gefühl des innigsten Mitleids. Armes, zartes, blasses Menschenkind! Merkwürdig, auch in der Seele des Mädchens geschah während dieser Sekunden etwas Neues, Ungewohntes. Wie er sie wieder an sich ziehen wollte, sah sie ihn wie fragend an und entzog

ihm ganz leise den Kopf. Es war der erste, dumpfe Instinkt ihrer Weiblichkeit. Auch das währte nur einen Augenblick. „Du bist ja mein Kind, mein Kind“, sagte Benedikt, der die Bewegung wohl bemerkt hatte, aber nicht beachtete und küßte sie innig.

Nicht gar lang darnach kam Flora, die sich hinter Buschwerk geduckt hatte, zum Vorschein und empfand jetzt das Bedürfniß, die geliebte Schwester nach dieser neuen Phase in ihrem Leben leidenschaftlich abzuküssen, wonach auch Benedikt, der das frische Blut schrecklich gern hatte, einige feuchte Küsse abbekam.

„Ich habe Euch auch was mitgebracht“, sagte Benedikt, „es ist aber —“

„Liegen geblieben“, fiel Flora ein und drohte überaus artig und schalkisch mit ihrem hübschen, im Sonnenlicht fast transparenten Zeigefinger. „Im Coupé vielleicht“, fuhr sie fort, „oder in München, Passau, Wien, Polen, Ungarn, Bosnien.“ —

„Das Kind!“ — bemerkte Emmy gegen Benedikt, Flora wie vorwurfsvoll anblickend. Es war dies die gewöhnliche Bezeichnung der jüngern Schwester, wenn die ältere übersprudelte.

„Nein, nein“, sagte Benedikt, „in Olmütz im Wartsaal. Morgen haben wir's.“

Sie kamen an einem Heiligenbild vorüber, und die beiden Mädchen, strengkatholisch auferzogen, bekreuzten sich andachtsvoll. Auch Benedikt, um nicht frivol zu erscheinen, zog den Hut.

„Es kommt Dir nit von Herzen, Benediktl, gelt?“ sagte Emmy.

„Du wirst schon einmal“, bemerkte Flora mit dem ernsten Gesicht der trockenen Komik, „in der Höll' vom Teufel abgefüßelt —“

„Das Kind, das Kind —!“ rief Emmy jetzt beinahe böse. Flora aber lachte lustig heraus mit jugendlich heller Stimme.

Benedikt war ganz entzückt von dem Humor des hübschen Dinges und streichelte ihr wohlwollend die Backen.

Auch Mutter und Tante empfingen Benedikt mit offenen Armen und Herzen. — Als er nach Caro, seinem alten Kameraden fragte, den er Emmy als Freund und Beschützer zurückgelassen, ergriff sie seine Hand und führte ihn durch's Gärtchen an den Rand des Baches: — da ruhte das Thier unter einer Weide. Ein Kreuz, wie es die Kinder anfangs beabsichtigt hatten, durfte ihm nicht gesetzt werden. Aber Kränze aus Natur- und künstlichen Blumen schmückten die Stätte und im Baume eingeschnitten mit unbeholfenen Lettern war die Grabschrift: „Dem treuen Caro die trauernden Hinterbliebenen.“ — Benedikt lächelte wehmüthig. Ort und Situation erzeugten bei ihm eine Atmosphäre der Rührung, angespannt bis zur Explosion. Die Ruhestätte seines treuen Thieres, das anmuthige Gärtchen, wo er Bräutigam mit einem Kinde gespielt, das nun als aufgeschossene Jungfrau vor ihm stand, die namenlose Güte und Nachsicht der Menschen, in deren Hause er sich befand, gegen ihn, der noch immer ihr Schuldner, das damit zusammenhängende Gefühl, daß er's noch immer zu nichts gebracht: — er mußte seine ganze

Manneskraft aufbieten, um die im Innern anschwellende süß-herbe Katzenjämmerlichkeit unterzukriegen.

Es war ein lieber Tag für den müdegehetzten, unsteten Mann, und er empfand ihn fast wie eine Kühlung brennender Wunden.

„Erkläre mir nur, Emmy“, fragte er, die Hand des Mädchens in der seinen haltend, „ich wollte Dich schon vorhin fragen, wovon hast Du denn gar so harte Fingerchen, he?“

Die Angeredete führte ihn lächelnd in's Zimmer und zeigte statt der Antwort auf ein Bouquet künstlicher Blumen.

„Deine Arbeit, Emmy?“

„Ja“, sagte sie nicht ohne Stolz, „Flora und ich.“

„Du plagst Dich!“ bemerkte Benedikt besorgt.

„Der Mensch muß doch arbeiten! Ja, und die Blumen, die wir für ein Geschäft in Olmütz machen, gehen nach Wien und Paris.“

„Jawohl“, sagte Flora, die dazu trat, „und die da mit ihren feinen Fingern bringt wahre Kunstwerke zu Stande, wie sie in Olmütz behaupten.“

„Schweig, Plauscherin —“

„Du schweigst“, eiferte Flora, „die Beste von Allen bist Du! Und Du hörst's ja doch gern und gar, wenn der Benedikt dabei ist.“

„Das Kind, das Kind!“

„Sie übertreibt's nur. Solltest ihr die Leviten lesen, Benedikt. Bis in die Nacht sitzt sie und arbeitet.“

Benedikt gab es einen Stich. „Bis in die Nacht —“ sagte er mit Selbstanklage. Darauf streichelte er die

rauhen Finger und küßte sie: „Thu's nicht, Emmy, hörst Du, nicht plagen. — Na, lang soll's nicht dauern, gewiß nicht. Lange darf's nicht mehr dauern!"

„Hör', Benedikt", sagte Emmy, „wir haben da so allerlei Instrumente zur Arbeit; davon ist mir eins zerbrochen. Du bist ja so geschickt. Gewiß — Du richt'st mir's."

„Wo? wo?" fragte Benedikt eifrig.

Emmy öffnete eine Schublade, die ihrem Blumenberuf gewidmet und mit peinlicher Sorgfalt eingerichtet war. Aus einem der kleinen Fächer holte sie zwei Theile eines Werkzeuges, welche wieder zusammengefügt werden sollten.

Benedikt, nun ganz in seinem Element, machte sich in heiterster Laune an die Arbeit. Flora lächelte der Schwester zu und raunte ihr in's Ohr: „Eine größere Freud' hätt'st ihm gar nicht mehr machen können! Ich glaub', Du Spitzbub', hast die Zange selbst zerbrochen, um sie von ihm richten zu lassen."

„Du bist a Narr", entgegnete Emmy und beide Schwestern lachten verstohlen.

Benedikt war so vertieft in die Arbeit, daß er gar nicht aufsah und nicht gewahrte, daß sich Flora mit der Bemerkung: sie gehe Kaffee machen, entfernt hatte. Er klopfte, hämmerte, sägte. Emmy war stolz und glücklich. Und wie sie Benedikt im seligsten Vergnügen zusieht, da packt es sie blitzartig, und von einem innern Ruck getrieben, neigt sie sich leise über seinen Kopf und küßt ihn. Es war der Augenblick, wo das Kind zur Jungfrau geworden. Jetzt liebte sie in Benedikt den Mann!

Dieser schaute wie verwundert und nur ganz flüchtig auf, lächelte: „Emmy!“ und arbeitete emsig weiter. Bald war das kleine Instrument reparirt. Emmy ging hinaus, um es den Ihren triumphirend zu zeigen. Darauf allgemeines Bewunderungsgemurmel.

„Ja, ja“, sagte Frau Margarethe mit überaus freundlichem Gesichtsausdruck, „der Herr Benedikt kann halt Alles.“

„Alles, Alles“, nickte die Tante und lächelte gütig-stupid.

Der Zug, mit dem Benedikt von Olmütz abreisen wollte, ging erst um Mitternacht. Aber da Benedikt sah, wie Mutter und Tante, gewohnt, mit den Hühnern schlafen zu gehen, bald nach dem Abendessen die Augenlider nur mehr mühsam aufbehielten, so fand er es taktvoll, sich schon gegen 10 Uhr zu empfehlen. Er dankte Allen herzlich und zerpreßte ihnen beinahe die Hände. Die Tante versprach, fleißig für ihn zu beten. Es war ein innig-rührender Abschied. Die Mädchen baten sich aus, ihn noch eine Strecke begleiten zu dürfen. Aber die Nacht war sternlos und finster, und Benedikt, besorgt um die Kinder, bat darum schon nach einigen hundert Schritten, sie möchten umkehren. Er drückte Emmy an sich, innig und lange, dann küßte er ihre Fingerchen und mit einem Ton, der sich wie vom Herzen loszulösen schien, lispelte er: „Bald — bald!“ Mit Rührung umarmte er auch Flora und sagte dabei mit zitternder Stimme: „Halt' weiter zu ihr — haltet weiter zusammen!“ Dann noch einen Kuß seiner Emmy — und er riß sich jäh los und lief in die Nacht.

Er dachte viel, viel auf dem Wege. Wollte Erfindungen, Geschäfte machen, und hundert glänzende Luftschlösser erhoben sich aus finsterer Nacht; aber Straßensteine, über die er stolperte, rissen ihn immer wieder aus seinen Träumen.

Im Wartsaal beauftragte er den Oberkellner, das Päckchen mit den Geschenken, welches sich wirklich gefunden hatte, am nächsten Morgen nach Roßlitz zu schicken. — Benedikt stieg in ein noch leeres Coupé II. Klasse und begann, sich's zum Schlafen bequem zu machen. Da, knapp vor Abgang des Zuges, wird die Thür aufgerissen und der Condukteur weist mit den Worten: „Also dann hier", einer dunkel gekleideten Dame einen Platz an. Sie will einsteigen, zuckt aber wieder zurück:

„Ein Mann allein? — Unmöglich!"

„Aber was wollen Sie!" ruft ärgerlich der Condukteur, „im Damen-Coupé war's Ihnen nicht recht —"

„Fi donc! Alles schwindsüchtig und — Kleinkinderbewahranstalt —"

„Nun also! Nehmen Sie hier Platz! Es ist die höchste Zeit! Man wird Sie nicht beißen!"

„Pöbelhaft!" — Mit diesem Ausruf stieg sie ein und ließ sich vom Träger ihre Gepäckstücke reichen. Da sie sich dabei etwas unbeholfen anstellte, so war ihr Benedikt behülflich. Sie dankte ihm. Und so wie die Coupéthüre geschlossen war, entschuldigte sie sich mit den Worten: „Sie verzeihen meine Bemerkung von vorhin. Aber Sie können denken — eine Dame allein —"

„Bitte, bitte", sagte Benedikt und sah ihr jetzt erst voll in's Gesicht. Der Anblick irritirte ihn für einen Moment. Sie gehörte zu den fascinirenden Brünetten, für die er all' sein Leben ein faible gehabt. Es war die Rasse, vor der er zusammenbebte. Das Gesicht war blaß-interessant, in die Stirne hingen schwarze, üppige Haarfransen. Ihre Augen waren dunkle Räder; aber eines davon, wie es schien, um ein ganz kleines zu groß und darum schlecht; die Nase energisch, die Lippen fleischig-üppigschwellende Kissen. Die Figur war mittelgroß, ebenmäßig und geschmeidig; die Bewegungen lebhaft fahrig, excentrisch.

„Kennen Sie dies Nest mit seiner „Quargel"-Industrie genauer, mein Herr?"

„Es ist meine Heimath."

„Pardon, monsieur! Aber ich finde es gräßlich!"

„Freilich, es bietet wenig Zerstreuung."

„Zum Sterben langweilig."

„Haben Sie sich lang aufgehalten?"

„Einen Tag und also um 24 Stunden zu lang."

„Vielleicht, wenn Sie Bekannte, Freunde gehabt hätten, bei denen Sie —"

„Ich habe ja eine Freundin hier; aber die ist noch auf dem Land, was ich nicht wußte. Schauderhaft, so allein zwischen den Festungsgräben. — Aber ich beleidige Ihre patriotischen Gefühle." —

„Bitte, ich bin kein Lokalpatriot. Uebrigens hängt das Urtheil über eine Stadt von Stimmung, Gesellschaft, Wetter ab. Und da Sie so allein —"

„C'est ça. — Aber Sie haben's sich zum Schlafen

eingerichtet, sans gêne, monsieur, lassen Sie sich ja nicht davon abhalten. Ich werd' mir's gleichfalls bequem machen."

Sie holte mit rapiden Bewegungen ein Kissen und einen Wollshawl aus dem Plaidriemen hervor und bereitete sich aus beiden ein Kopflager in der Ecke des Coupés.

„Darf ich Sie aufmerksam machen", sagte Benedikt, „daß die Bänke praktikabel und vorzuschieben, damit man bequemer ruhen kann — wenn Sie erlauben." —

In wenigen Augenblicken hatte er die lederbezogene Polsterbank ein Stück gegen die Mitte gerückt.

„Charmant! Sie sind außerordentlich liebenswürdig, merci mille fois! Ich fange an, von den Olmützern besser zu denken."

„Mögen Sie nun auch gut ruhen! Vielleicht steigen dann meine Landsleute noch ein Bischen höher in Ihrem Respekt."

„Très bien!" — Sie placirte sich nun und machte vergebliche Anstrengungen einzuschlafen. Bald legte sie den Arm unter den Kopf, bald nahm sie ihn weg; bald schirmte sie mit der Hand ihre Augen gegen das Oberlicht der Lampe, die sie nicht heruntergeschraubt haben wollte; bald drehte sie das Gesicht halb gegen die Wand, bald meinte sie's durch diese, bald durch eine andere Wendung zu erreichen. Benedikt, der unter andern Umständen augenblicklich eingeschlafen wäre, saß in einer Ecke und sah unverwandt nach dem blassen Gesicht seiner Reisegefährtin, welches in diesem Halbdunkel immerfort von einem Schatten wie mit einem

Halbschleier bedeckt erschien und etwas außerordentlich Interessantes hatte. Er war ganz Auge, ganz Betrachtung, staunende Ruhe und bewundernde Bewegung in seinem Innern. Er rührte sich nicht, nur die Lippen des leicht geöffneten Mundes vibrirten ganz leise wie eine ausklingende Saite. — Etwa nach einer halben Stunde fuhr sein Vis-à-vis mit den Worten in die Höhe: „Es geht nicht! Ich kann nicht schlafen."

„Es muß allein kommen", sagte Benedikt. „Es läßt sich nicht erzwingen, Fräulein — Frau — —?"

„Fräulein, Fräulein. — Dieu, merci! Gott schütze mich, jemals etwas anderes zu werden! Die Männer, huh — Scheusale!"

„Aber" — lächelte Benedikt.

„ Scheusale, sag' ich. Und dabei dumm. — Und uninteressant, so gräßlich uninteressant."

„Alle?!" fragte Benedikt amüsirt.

„Nein", war die Antwort; „natürlich eine Ausnahme: — Sie, monsieur!" Mit einem halb ärgerlichen, halb blasirten „Pah!" machte sie jetzt eine so lebhaft emporschnellende Bewegung von ihrem Sitz, daß sie eine kleine Weile in's Schaukeln gerieth. Dann reckte und streckte sie etwas ungezogen, aber nicht ohne Anmuth, ihre Arme und sagte: „Ich sehe, Sie schlafen auch nicht, monsieur. Unterhalten Sie mich! Sind Sie geistreich?"

„Ich schlafe Ihretwegen nicht, mein Fräulein. Ich wollte, ich könnte auch Ihnen zuliebe geistreich sein!"

„Nicht übel! — Pas mal."

„Darf ich wissen, wohin Sie fahren?"

„Nach Wien — vorerst, mon cher. Und Sie?“

„Auch vorerst nach Wien.“

„Aber, monsieur, wir sind hier wie zwei, die vom Sturm auf ein Eiland verschlagen wurden. Solche Leute, bilde ich mir ein, stellen sich einander vor. Ich heiße Alice Brunswik und stamm' aus dem Elsaß.“

„Ich heiße Benedikt Broemel, Kaufmann.“

„Wie? Broemel — Broemel? — Ich liebe einen Broemel, das heißt seine Kunst, den Maler, den Coloristen. Das ist noch einer von Denen, die Phantasie und Ideen besitzen!“

„Mein Bruder!“ rief Benedikt sehr lebhaft. „Gelt! Er kann viel. Er ist groß! Es freut mich ungemein, daß Sie so von ihm sprechen. Wirklich!“ Hier ergriff er schnell und ganz unwillkürlich die Hand seiner Reisegenossin und drückte sie.

„Ja, den nehme ich aus. Der ist interessant, der. Und — um seinetwegen fängt sogar der Bruder an, nicht uninteressant zu werden“, sagte die Elsässerin, das schlechte Auge zudrückend und mit dem andern Feuerrad Benedikt einen zielenden Seitenblick zuwerfend.

Der Blick that ihm beinah' weh; er sah weg. Und doch, — die Verehrung dieser Frau für seinen heißgeliebten Bruder erzeugte bei ihm plötzlich eine wärmere, vertrautere Stimmung. Die Fremde war ihm jetzt nicht mehr fremd, ja, er fühlte sich fast wie verwandt mit ihr. — Hatte er doch keine Ahnung, daß diese überschwänglichen Aeußerungen über Walther durchaus outrirt waren, sowie das ganze Benehmen

dieser Frau. Aufgedonnerte Hohlheit, Schminke, um interessant zu erscheinen. Ein Toilettenkniff! Wer sich für das Große so begeistern kann, muß doch selbst Spuren von Größe besitzen. Das Phänomen färbt ab wie das Flügelpaar eines bunten Falters. — Bei alledem hatte auch sie die Entdeckung, daß ihr Mitreisender der Bruder eines Malers von Ruf sei, jenem näher gebracht. Nur war bei ihr diese gesteigerte Temperatur nicht, wie bei Benedikt, innere Wärme; — nein, Convention und Eitelkeit hatten nur ein wenig geheizt.

„Was haben Sie gesehen von Brocmel's Bildern?"

„Ich interessire mich für Alles, was er macht. Von Vielem besitze ich Reproduktionen, so von seinen Frauenköpfen, die außerordentlich tief sind." —

„Nicht wahr?"

„Originale habe ich nur wenige gesehen. Zuletzt in Petersburg seinen wunderbaren Prometheus."

„Der Prometheus — ja, der ist herrlich, ganz herrlich! — Sie waren in Petersburg?"

Ein ironisches Lächeln umspielte die Lippen der Gefragten. „Petersburg? — mon ami. Nous étions partout. Wir waren bei den Wilden in Afrika, in Mexiko, Indien — nur im Mond noch nicht." —

„Fräulein!" — stieß Benedikt aus, ganz Staunen und Verblüffung.

„Wenn Sie plaudern wollen, lieber Herr Broemel, so gestatte ich Ihnen, sich an meine grüne Seite zu pflanzen. Sonst müssen wir uns bei dem fürchterlichen Gerüttel der Waggons die Kehle wund schreien. Eh bien, cher ami!"

Benedikt, der einladenden Handbewegung folgend, wurde es heiß.

„Also Walther Broemel's Bruder. Und Kaufmann." —

„Ja wohl", sagte Benedikt. „Und nebenbei auch — aber es ist vielleicht Eitelkeit, wenn ich davon spreche." —

„Wir sind Alle eitel. Warum sollten gerade Sie eine Ausnahme machen. — Nun?"

„Erfinder." —

„So, so — Erfinder", und ihre Mundwinkel zuckten wieder ironisch. Nichtsdestoweniger forderte sie mit affektirtem Interesse Benedikt auf, zu erzählen.

Sogleich kam dieser der Aufforderung nach. Er war ganz bei der Sache, gestikulirte, erklärte außerordentlich eindringlich und sein Enthusiasmus hatte etwas so liebenswürdig Unschuldiges, daß seine Nachbarin sich innerlich daran ergötzen mußte. Ja, nach und nach fing er an, ihr zu gefallen. Das überreife Kind war für die geistreichelnde Weltdame Hautgoût, einmal etwas anderes. Seine Erfindungen erkannte sie als etwas Dilettantisches, und es war ihr wichtiger, zu erfahren, ob Benedikt als Geschäftsmann etwas gelte, weshalb sie seine Auseinandersetzungen in witzelnder Weise unterbrach: „Die beste Erfindung bleibt immer, wie man viel Geld verdient. Voilà."

Benedikt ging sofort auch auf dieses Thema ein und begann recht, wie ein Faiseur, aufzuschneiden und von den Geschäften, die er schon gemacht und noch vorhabe, Wunderdinge zu erzählen. Es lag keine Verdorbenheit in diesen naiven Uebertreibungen. Selbst

die kleinen, eingestreuten Lügen waren ihm zu verzeihen, denn er gebrauchte sie nur wie der Künstler zur Abrundung seines Gemäldes. Seine Hörerin fischte aus all' dem Gesagten das heraus, was ihr wichtig erschien. „Also ambulant", bemerkte sie. Demungeachtet hatten die vielen Worte Benedikt's die Weltkluge düpirt, denn sie fügte gleich darauf hinzu: „Gleichviel, wenn der Erfolg nur glänzend ist."

„Und darf ich wissen", fragte Benedikt nun, „was Sie nach Wien führt?"

„Mich, mon ami? Das Vergnügen! Wozu hat man sein Vermögen! Soll ich meine Interessen wie ein Spießer hinter'm Ofen hockend verzehren? Nein, ich will genießen! Ich reise. Je m'amuse."

„Wie Recht haben Sie!" bemerkte Benedikt zerstreut. Er hätte sich selbst keine Rechenschaft darüber zu geben gewußt, warum es in ihm keine angenehme Empfindung erzeugte, zu erfahren, daß seine neue Freundin reich sei. Aber es war der blitzartig durch seine Seele huschende Gedanke gewesen, daß eine reiche Frau schwerer zu erringen sei als eine mittellose. Wäre er nicht der befangene Träumer gewesen, so hätte es ihm klar werden müssen, daß die Dreißigjährige an seiner Seite die Bemerkung von ihrem abenteuerlichen Vermögen absichtlich hingeworfen, um sich dadurch interessant zu machen. — Sie hatte längst heraus, daß sie es mit einem älteren Junggesellen zu thun habe. Aber, um sicher zu gehen und sich zugleich den Schein der Absichtslosigkeit zu geben, warf Sie die Frage hin: „Also Sie leben in Olmütz mit Ihrer Familie?"

„Nein, nein. Wir leben in Wien. Das heißt, ich mit meinen Eltern und Geschwistern.“

Dem Munde der Brünetten entglitt ein „Hm“, — das sagen wollte: „So ungefähr hab' ich's mir gedacht.“ —

„Ah, Sie hielten mich für verheirathet, mein Fräulein?“

Sie zuckte die Achseln: „Habe mir wirklich noch nicht den Kopf darüber zerbrochen. — Uebrigens kamen Sie mir gleich zu vernünftig dazu vor.“

„Und dennoch —“

Die Elsässerin horchte auf. „Nun?“

„Eine Braut hab' ich.“ —

Ein manirirtes, sehr gedehntes „Nein“ — war die ganze Antwort auf diese wichtige Mittheilung.

„Warum „nein?“

„Fi donc — wie dumm!“

„Dumm?“ —

„Nun ja.“

„Aber —“

„Wenn Einer mit fünfundzwanzig, dreißig in die Ehe springt, wie ein Pudel in's kalte Wasser — bon! er findet Pardon in meinen Augen. Aber, wenn der Rubicon bereits überschritten, wenn bereits weiße Fäden —“

„Ich bin achtunddreißig.“

„Es reicht aus! — Aber — zeigen!“

„Zeigen?“ —

„Na, Sie tragen „sie“ doch sicherlich bei sich?“

„Ja so — gewiß! — Aber Sie werden wenig

sehen", sagte Benedikt, sein Medaillon von der Uhrkette lösend, „die schlechte Beleuchtung. Und dann —"

Fräulein Alice Brunswik, auf das dargereichte Medaillon rasch einen Blick werfend, rief verwundert: „Das ist ja ein Kind — mon cher!"

„Eben — es ist eine ältere Photographie." —

„So?" — sagte Alice forschend und mit starker Ironie. „Demnach habt Ihr schon einen sehr langen Brautstand."

Benedikt lachte gutmüthig: „Freilich, einen langen Brautstand. Ach, einen ungewöhnlich langen." —

„Und da hat sich die Dame die ganze Zeit nicht photographiren lassen? — Wie alt ist sie jetzt?"

„Die „Dame", lächelte Benedikt, „eben vierzehn."

Fräulein Brunswik gab es einen Ruck in die Höhe.

„Sie sind erstaunt, mein Fräulein? — Sehen Sie —"

„Bitte, mein Herr — lassen Sie! Das ist nicht allein unklug, das ist — frivol."

„Nein, nein", lächelte Benedikt, „wenn Sie wüßten —"

„Nein, ich will nichts hören, ça suffit, Nichts mehr darüber. Reden wir von anderen Dingen. — — Mon Dieu! Die Narrheit in der Welt ist doch so groß, daß man nie auslernt. — Vierzehn Jahre — und ein Mensch, dessen Haar bereits gräulich wird. Es ist greulich! shocking." Sie lachte auf, theils absichtlich, theils, weil sie ihre Bemerkung wirklich für witzig hielt.

Geistreiche Frauen sind selten; solche, die dafür gelten, häufig, wie der Sand am Meer. Denn alle, die diesen Ehrgeiz haben, brauchen nur in einer gewissen fahrigen Manirirtheit Routine zu erlangen, und einige Dutzend Redensarten — lauter Conserven — auf dem Repertoire zu besitzen, und sie zählen in der Gesellschaft zu den „Frauen von Geist". Auch Fräulein Brunswik gehörte zu diesen.

„Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen die Geschichte erzähle, und Sie werden —"

„Non, non, non — nichts davon. Je vous en prie. Reden wir nicht mehr darüber. Reden wir überhaupt nicht." Mit dieser Bemerkung, der absichtlich eine Messerspitze Geringschätzung als Reizmittel beigegeben war, wandte sie sich ab gegen das Coupéfenster. Es entstand eine Pause. — Plötzlich wandte sich Fräulein Alice und rief: „mais quelle bêtise! Ich bin doch schrecklich bornirt, mir eine Zerstreuung entgehen zu lassen, eine Novelle, die jedenfalls originell ist. Bitte, Herr Bräutigam, hahaha! Erzählen Sie, haha!"

„Wenn Sie lachen —", sagte Benedikt etwas verletzt.

„Nein, nein — ich lache nicht, jamais. Ich verspreche Ihnen, eine so traurig-ernste Miene aufzusetzen, als — als es Ihre Sache verdient. Commençons!"

Und Benedikt begann wirklich Alles auszupacken und recht ausführlich sein ganzes Verhältniß zu Emmy zu schildern.

Alice hörte, warf einige Schnodderigkeiten dazwischen, fing aber an, sich für den Erzähler mehr und

mehr zu interessiren. Dieser Idealist vom reinsten Wasser, er reizte sie und — es war ein Moment! — plötzlich waren auch ihre Sinne, die bekanntlich unberechenbar und unnatürlich in ihren Launen sind, bei der Sache engagirt. So wie ja fast jede sinnliche Neigung zumeist blitzartig im Menschen aufspringt, um dann lange Zeit despotische Macht über ihn zu gewinnen! Der Gedanke, welch' ein Triumph es wäre, dieses kindische Verhältniß, das sie übrigens wirklich für dumm und unglücklich hielt, zu lösen, nahm immer mehr Raum in ihrer Seele ein. Und noch, während Benedikt sprach, kombinirte sie bereits einen Zerstörungsplan.

Absichtlich und wie zufällig streifte sie mit ihrem Arm den Benedikt's, dem es dabei wirblig wurde.

Wer schimpft, der kauft. Fräulein Alice, welche die Männer Scheusale nannte, lag demungeachtet seit Jahren wie auf dem Sprung nach einem solchen Ungeheuer. Sie brauchte Einen, damit er mit seinem Namen gar Manches aus ihrem bewegten Leben zudecke.

„Es ist ja Alles Unsinn, pardon! Aber die Ehrlichkeit ist meine Specialität. Und da Sie zu mir Vertrauen gezeigt — wollen Sie jetzt meine Ansicht hören?"

„Sie verbinden mich ungemein."

„Als gänzlich unbetheiligt, wird sie jedenfalls objektiv sein; und da ich nicht ohne Lebenserfahrung bin —"

„Bitte, meine Freundin — ich darf wohl so sagen — reden Sie!"

„Ihrer Schilderung entnehme ich, daß die Kleine sehr zart, sehr unfertig, nicht recht — gar ist. Bien. So ein ungesundes Backfischchen können Sie doch unmöglich, bevor sie zwanzig ist, heirathen. All right. Sie sind 38 und werden also an Ihrem Hochzeitstage beinah ein halbes Säkulum auf dem Rücken haben. Oder halten Sie zwanzig und fünfundvierzig für ein richtiges Verhältniß? Pas possible.“

Benedikt senkte den Kopf und murmelte vor sich hin: „Etwas Aehnliches hat auch Walther gesagt —“

„Sehen Sie“, rief Alice schnell mit triumphirendem Blick.

„Gewiß. Sie müssen es gut mit mir meinen, da Sie dasselbe sagen, was Walther.“

„Das thu ich wirklich, wirklich“, antwortete die Anstandsdame an seiner Seite mit einer Stimme, die leise vibrirte und drückte dabei seine Hand fein und doch ganz merkwürdig durchdringlich, daß es ihn überlief. Es war ein vielsagender, vielversprechender Druck, ein Theater-Coup, ausgeführt mit dem Daumen und Mittelfinger der schwarz behandschuhten Rechten, der viel Ermuthigendes, Aufforderndes, Aufwirbelndes hatte.

Ohne den Kopf zu wenden, schielte sie darauf listig forschend zur Seite, um die Wirkung ihres Händedrucks zu beobachten. Denn wiewohl Benedikt sie bereits interessirte, so stand die Lebenskünstlerin vorerst noch über der Sache. Sie war zufrieden mit dem Erfolg. Nach dieser Annäherung fand sie es wirksam und gerathen, in's Gegentheil umzuschlagen und für Augenblicke kalt und fremd zu thun, so daß

der reine Thor an ihrer Seite verwirrt wurde. Sie leitete das bewährte Spiel der Katze mit der Maus ein:

„Werden Sie dann in Olmütz oder Wien domiziliren, Monsieur Broemel, sobald Sie, um elsässisch zu sprechen, geheirathet sind?“

„Das weiß ich noch nicht“, sagte Benedikt verlegen, „aber Sie meinten doch vorhin —“

„Ich meinte, ich meinte? — Aber Bester, wir kennen uns ja kaum. Zwei Freunde, die ein wenig plaudern, um sich über ein paar langweilige Stunden hinwegzusetzen und dann zu trennen, für immer.“

„Für immer? Warum?“ fragte Benedikt hastig.

„Mon Dieu, was sollte uns zusammenführen! — Uebrigens gerade darum, weil wir uns wohl kaum mehr wiedersehen werden, möchte ich Ihnen wirklich sagen, was mein Rath wäre in Angelegenheit Ihres unglaublichen Brautstandes — das heißt, wenn Sie wollen.“

„Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar.“

„Also ich halte die Sache von Ihrer Seite nicht bloß, wie Sie ja schon wissen, für ganz ungeschickt, sondern auch für — egoistisch.“

„Nein, nein! Wie so?“

„Soll ich Ihnen sagen, was eine gute Handlung wäre? Was Sie thun müßten, wenn Sie 's Mädel wirklich gern haben? Sie müßten trachten, sie zu versorgen. Ausstattung, kleine Mitgift und dann einen Mann. Einen Mann, der in jeder Weise für sie paßt, was Stand und Alter betrifft. Das wäre gut und tüchtig gehandelt. Ihr und ihrer Schwester Männer

aus den Kreisen dieser Leute. Aber nicht ideal herumduseln, excusez, monsieur! — um schließlich sich und das Kind unglücklich zu machen. So. Ich habe gesprochen.“

Benedikt wurde sehr traurig. „Sie haben Recht — recht — recht.“ — Die Worte versickerten langsam wie ein Bächlein im Sand. Er sah nachdenklich vor sich hin und kaute mechanisch die Spitzen seines Schnurrbarts. Plötzlich aber fuhr er auf und rief: „Und doch — es muß sein — muß sein! Ah, meine kleine Emmy — sie wäre ja unglücklich, mein Kind. Und dann — Flora und Mutter und Tante. Das wurzelt zu tief und wird wohl auch gut sein — muß gut sein.“

„Voilà“, bemerkte die Elsässerin mit einer wegwerfenden Bewegung, „immer der gleiche Erfolg, wenn man Vernunft predigt. Oh, je connais le monde!“

„Nein, nein. Sie dürfen nicht böse sein, meine Freundin. Ich bin Ihnen ja so dankbar, so —“

„Ja, ja“, lächelte sie höhnisch, „ich sehe ja, wie Sie sich meinen Rath zu Herzen nehmen. — Aufrichtig gesagt“, fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „es thut mir leid um Sie. Sie sind ein naives Gemüth — o, ich kenne Sie trotz unserer flüchtigen Bekanntschaft! Sie würden es verdienen, glücklich zu sein, wirklich. Und gerade für einen Gemüthsmenschen Ihrer Art könnte man sich int—, pah! — was schwatz' ich.“ —

„Mein Fräulein!“ rief Benedikt aufflammend. Er ergriff ihre Hand und zerpreßte sie fast.

„Au! Sie thun mir weh, Benedikt! Lassen Sie — es ist ja Alles Unsinn. — Sehen Sie, es ist

Tag geworden, Herr Broemel, Dieu merci, nun werden wir bald erlöst sein. Wie lange haben wir noch bis nach Wien?"

„Zwanzig Minuten."

„Bleiben Sie lange dort?"

„Zwei Tage. Ich habe nur eine Abmachung mit einem Geschäftsfreund und reise dann nach Pest über Preßburg, wo ich mich auch aufhalten soll."

„In Preßburg?"

„Ja. Aber nur ganz kurz, denke ich. Und Sie — bleiben Sie in Wien?"

„Ich sagte Ihnen bereits, nur wenn es mir gefällt."

„Und darf ich Sie nicht sehen in Wien?"

Sie antwortete mit einem kurzen, bestimmten „Nein".

„Nein? Warum?" fragte Benedikt mit besorgter Miene.

„Es ist besser so, Broemel. Wie die Sachen sich verhalten, besser — certainement für uns Beide."

Benedikt, welcher begriff, daß diese letzte Bemerkung einem Geständniß gleich komme, wurde es siedend heiß. Sein Inneres wogte wie die See, und die Wellen seiner Gemüthsbewegung schlugen über seinem Verstande zusammen. Zum ersten Male in seinem Leben sah sich der Achtunddreißigjährige dem Weibe gegenüber, dem Weibe als Weib in des Wortes vollster Bedeutung, der vollgiltigen Repräsentantin des Geschlechtes, ausgestattet, befugt und gewillt, den Mann zu gewinnen, ein Theil seines Selbst auszumachen. Bisher kannte er nur die beiden Extreme: das hyperideale Verhältniß zu einem Kinde und das arme ge-

sunkene Geschöpf als seelenlosen Mechanismus. Er saß da wie gebannt und blickte sein Vis-à-vis — er hatte seit einer Weile seinen früheren Platz eingenommen — mit brennenden Augen an, ohne etwas zu thun, oder zu sagen. Jetzt, wo es hell war, und er sie eigentlich erst sah wie sie wirklich ist, war er noch mehr entzückt von ihr. In ihrem chiken, schwarzen, mit reichem Schmelz benähten Kleide hatte ihre Gestalt etwas Geschmeidiges, Elegantes, Gazellenartiges. Und dann: — der feine, matte Bronceton ihres interessanten Gesichtes — Benedikt war fascinirt. —

Als der Zug in Wien einlief, war er ihr in jeder Weise behülflich: übergab die Gepäckstücke dem Träger, trug ihr selbst Schirme und Handtaschen und besorgte eine Droschke.

„Bitte, sagen Sie dem Kutscher, zum goldenen Lamm, lieber Broemel, zum goldenen Lamm“, wiederholte sie mit einem gewissen Nachdruck. —

„Und ich werde Sie wirklich nicht wieder sehen?“ fragte Benedikt zum Fenster hinein mit zitternder Stimme.

„Kaum“ — war die ganze Antwort der seltsamen Frau, die gar wohl wußte, daß es trotzdem sehr bald geschehen werde. —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

X.

Frau Broemel hatte heute keinen guten Tag. Kaum daß sie die Augen geöffnet hatte, schon vom Bette aus, zankte sie mit der Magd. Die weinte und wäre am liebsten auf und davon gegangen. Aber Frau Broemel war ihr schon volle drei Monate den Lohn schuldig; da hieß es bleiben.

Nachdem die Magd ihr Theil gekriegt, kamen die Töchter an die Reihe, die sich nur darum nicht versorgen, weil sie dumme Gänse wären. „Ohne Geld kriegt man heutzutage keinen Mann", antwortete Lina, eine von den Jüngeren. „Und einen Dienst annehmen als Gesellschafterin, das gibst Du ja nicht zu."

Kaum daß das Wort „Dienst" gefallen war, wurde Frau Broemel noch aufgeregter. Sie hastete durch die großen, spärlich möblirten Zimmer, bald monologisirend, bald die eine, bald die andere Tochter, an der sie vorbeifuhr, apostrophirend. Sie schalt Lina, daß sie die Würde des Hauses, das „Dekorum", nicht wahre, in welchem Punkte übrigens die Andern der Mutter beistimmten.

Darauf wurden die Abwesenden in's Gebet genommen: Walther, der monatlich nur 100 Gulden sende, sich aber theure Möbel kaufe und Reisen mache. Ihr Mann wurde als gänzlich unkaufmännisch hin-

gestellt und Benedikt als die Verschlafenheit selbst. „Mit solchen Leuten muß ich mein Leben verbringen! Ich, mit meinem Geist! Warum bin ich kein Mann? Die Welt hätt' ich mir erobert! Millionen, Millionen! — Respekt vor Grünblatt! Aber ich hätt' es doch noch weiter gebracht. — Schämen sollte sich übrigens Benedikt vor seinem Schulfreund. Das ist ein Mann — genial! — Gott, wenn sie mir gefolgt hätten! Aber nein, sie haben mich reden lassen und reden, und wie ein dummes Weib behandelt."

„Mutter", entgegnete Lina nicht ohne Bitterkeit, „das ist, solang ich denke, Deine tägliche Klage. Aber so weit ich mich erinnere, hat man Dir doch in allen Stücken gefolgt. Nur was Du wolltest, ist geschehen, und gerade darum —"

Frau Broemels Zorn kannte nun keine Grenze mehr. Er hatte schier etwas Krankhaft-Pathologisches. „Undank, Undank!" rief sie: „Ich bin die Dulderin, die Leidende, die Alles tragen muß. Ich komme mir vor, wie die großen steinernen Männer an den Thoreingängen, die das ganze Haus stützen. Mir gefolgt? Mir gefolgt? — Wenn man mir gefolgt hätte, so hätt'st Du keckes Ding jetzt einen reichen Mann und würdest nicht —"

Die vorhin gescholtene Magd trat in diesem Augenblick in's Zimmer. Frau Broemel fuhr sie befehlend an: „Du, hast Du noch vier Gulden?"

„Grad' soviel hätt' i noch — drüben."

„So bring'!" lautete das kurze Kommando der Hausfrau. Sowie Frau Broemel das Geld in Händen

hatte, schlug die Stimmung bei ihr um. Noch das letzte leise Grollen eines abziehenden Gewitters — und sie war wieder heiterer Laune.

Die Magd bekam nun den Auftrag, eine schöne Schöpsenkeule zu kaufen, und für den Nachmittag wurden einige Gäste, darunter ein älterer Mann, lediglich, weil er den Titel „k. k. Regierungsrath" führte, zu Kaffee geladen.

Benedikt und der alte Broemel — letzterer hatte sich in geschäftlichen Angelegenheiten zwei Tage in Linz aufgehalten — trafen fast gleichzeitig in Wien ein und wurden von der Familie mit einer Emphase empfangen, als ob man ihrer während der Abwesenheit nur auf's Zärtlichste gedacht hätte. Denn wenn Benedikt kam, kam auch Geld in's Haus. Und wo Geld, da ist Liebe, wo Liebe, da ist Segen. — Als er nun wie gewöhnlich die Ausbeute seiner Reise: ein ungeordnetes Päckchen Papierbanknoten auf den Tisch warf, um sich ganz indifferent Alles wegnehmen zu lassen, avancirte er zum Halbgott. Zumal Frau Broemel pries ihn als „Engel, den man in Rosen setzen soll".

Sie entfernte sich alsbald, um Einkäufe zu machen für die heranwachsende Enkelin in Schlesien. Die fanatische Liebe für ihre älteste Tochter, Charlotte, übertrug sie in gerader Linie auf deren ältestes Mädchen. Und schon jetzt begann sie, für dasselbe Heirathsprojekte auszuhecken, genau so, wie ehedem für Charlotte.

Gegen Mittag kam Grünblatt, mit Benedikt in geschäftlichen Angelegenheiten zu konferiren. Er war

ein hochgewachsener Dreißiger, mit großen blauen Augen und einem gepflegten Vollbart. Sein Gesicht war schön; dagegen hatten seine Hände etwas Gewöhnliches. Seine Cravatten waren verschwenderisch; überhaupt trug er sich sehr elegant und geschmackvoll. Zu seinen leidenschaftlichen Gewohnheiten zählte es, der Schmachtlocke eine schmeichelnde Pflege angedeihen zu lassen, vermuthlich, weil sie tief in die Denkerstirne fiel, auf die man ja so gerne aufmerksam macht. Sein Gang war wiegend-manirirt. Auf der Straße begleiteten ihn zwei mächtige Reklame-Bernhardiner. Herr Grünblatt war schöngeistig angelegt und hatte es in jüngeren Jahren mit dem Theater und Klavier versuchen wollen. Hätte die Fähigkeit halbwegs gereicht, so wäre er ein großer Wandervirtuose geworden. Da dies aber nicht der Fall war, so ging er zur Börse über und spielte den Mäcenas, natürlich immer noch dilettirend und verschiedene Künste als Sport betreibend.

Frau Broemel hätte ihn so gerne, ach so gerne, für eine ihrer Töchter haben mögen; aber da war keine Hoffnung. Eine berühmte Bühnenkünstlerin, das wäre so sein Ehrgeiz gewesen. Jetzt hoffte Frau Broemel heimlich für ihre heranwachsende Enkelin. Grünblatt war nicht ohne Geist und ein rücksichtsloser Gründer. Den unbedachten Benedikt, welchem er riesig imponirte, nützte er zu seinen Zwecken aus, zu Geschäften, die knapp an der Grenze des Reellen lagen. Die Berathungen währten zwei Stunden. Benedikt sollte zunächst an der ungarisch-galizischen Grenze junge Eichenwaldungen zusammenkaufen und an Ort und

Stelle schälen. Grünblatt hatte sich Nürnberger und Leipziger Firmen gegenüber verpflichtet, 100 Waggons Rinde zu liefern. Benedikt wurden 30 % vom Reingewinn zugesichert. Der gewiegte Börsianer wußte sehr wohl, welch' schwieriges Amt er den Broemel's übertrage. Die Waldungen gehörten zumeist verschiedenen Gemeinden und waren zum Zweck der Rindenschälung sehr schwer zu erwerben. Auch geeignete Arbeitskräfte waren nicht immer zur Stelle. Der Transport der Rinde bereitete große Schwierigkeiten. Das Holz aber der geschälten Bäume an Ort und Stelle halbwegs preiswürdig zu verkaufen, zählte überhaupt zu den Glücksfällen. Und dann — nur durchaus anspruchslose Menschen vermochten sich zu entschließen, in so unwirthlichen Gegenden vier bis sechs Monate ganz primitiv zu existiren.

Nach beendeter Konferenz machte sich Vater Broemel sofort auf den Weg, um „praktische" Einkäufe für die Reise und den langen Aufenthalt da hinten zu machen. Selbstverständlich vergaß er dabei auch nicht neue Fischgeräthe für den berühmten ungarischen „Fogosch". —

Benedikt seinerseits suchte eins der ersten Kleidermagazine auf und ließ sich das Eleganteste und Neueste vorlegen und machte Bestellungen; kaufte dann wenigstens ein Vierteldutzend Cravatten und Schnabelschuhe. Für die Wallachen und Slovaken der nordungarischen Pusten? — Er gestand es sich selbst nicht, wollte es sich nicht recht gestehen, weshalb er heute Werth lege auf Dinge, die ihm sein ganzes Leben gleichgültig gewesen. Als es Abend wurde, umkreiste er das Hotel zum „goldenen

Lamm", welches seiner Lage nach mitten unter Börsianern und Geschäftstreibenden besser goldenes Kalb heißen sollte. — Schüchternheit und Furcht, lästig zu erscheinen und der Gedanke an Roßlitz hielten ihn ab, einzutreten. Er schwankte, ging wieder um's Hotel, wie die Katze um den heißen Brei — kehrte um und ging nach Hause. Seine ungewohnte Eleganz und sein hastiges, unsicheres Wesen fiel den Geschwistern auf und sie neckten ihn. Tags darauf fand er sich wieder auf dem Wege zum goldenen Lamm. Plötzlich aber, dem Hotel nicht mehr ferne, auf der Donaubrücke, stutzte er und hielt. Die ganze Tragweite des bedeutsamen Schrittes, den zu thun er im Begriffe stand, kam ihm zum Bewußtsein. Er schüttelte den Kopf über sich selbst. Mit einem Male wieder ein neuer Gedanke: wie, wenn er kurz resolvirt die ganze Sache mit Stumpf und Stiel aus der Seele risse? Ja, das wär' das Beste: augenblicks nach Ungarn abreisen! — Dann wiederum begann er sich selbst etwas vorzulügen: Was kann übrigens daran liegen, hinzugehen? Ist's ein Verbrechen, sich mit einer geistreichen Dame zu unterhalten? Freilich, freilich, die drohenden Consequenzen! — Emmy! — Warum aber war der Zögernde, Unschlüssige dabei dem Hotel immer näher und näher gekommen, wenn auch wie mechanisch und mit Schneckenlangsamkeit? Warum war er nicht in eine andere Richtung gerathen? Weil seine Füße ihn besser kannten, als er sich selber! Nun stand er doch vor dem goldenen Lamm. Er ging auf und ab, schielte zu den Fenstern auf, spähte durch's offene Thor nach dem breiten

Treppenhaus, zählte verstohlen „Ja“ — „nein“ an den Knöpfen seines neuen Rockes, entfernte sich eine Strecke, kam wieder zurück, kurz, glich ganz der Motte, die das Licht umschwärmt. Plötzlich rafft er sich auf, nennt sich ganz laut: „Esel“, tritt in's Thor und an die Portierloge. „Fräulein Alice Brunswik zu Hause?“ fragte er mit unsicherer Stimme und blaß vor Aufregung.

„Abgereist.“

Es gab ihm einen Riß. „Abgereist?“ — fragte er noch einmal.

„Heute. Nach Preßburg: Hotel Traube, wurde hinterlassen.“

„Danke“, sagte Benedikt aufathmend und entfernte sich. Die Sache ging ihm im Kopf herum; aber er wußte nicht recht, was daraus zu machen. Abgereist? — Wie schade! — Oder — doch vielleicht wie gut! Nach Preßburg? Warum nach Preßburg? Pah — weg mit diesen Gedanken. So ist's einmal: weg damit! —

Für heute war's zur Abreise zu spät. Aber andern morgens nach herzlicher Verabschiedung fuhren Vater und Sohn mit dem 8 Uhr-Schnellzuge nach Ungarn. Benedikt war schweigsam und kaute an seinen Schnurrbartspitzen mehr als sonst. Mit Eins sagte er: „Du, Vater, ich habe in Preßburg zu thun, Du weißt ja, mit dem Advokaten Lux. — Damit aber nichts versäumt wird in Pest, fahre Du voraus. Ich komme morgen nach. Du kriegst Depesche —“

„Einverstanden. Abgemacht.“

Bald nach 9 durchwandelte Benedikt die Straßen Preßburgs. Für einen Besuch war es noch zu früh.

Er ging in's Café, ließ sich irgend etwas geben und sammelte Stöße von Zeitungen um sich. Aber, obgleich heute ruhiger, als die beiden Tage vorher, wollte ihm das Lesen nicht glücken. Er war nicht im Stande, den Zusammenhang einer halben Spalte festzuhalten. Seine Augen irrlichtelirten über die Parade von Buchstaben, bis diese kaleidoskopartig durcheinanderwirbelten, wie auf einer wilden Flucht. Nach einer halben Stunde verließ er das Café. Es war noch immer zu früh. Was wird sie sagen? Wie wird sie dich aufnehmen? dachte er. „Hm — vielleicht freut es sie doch." Es durchglühte ihn einen Augenblick. „Und wenn nicht — wenn nicht — auch gut. So hast du Bescheid. Weißt, woran du bist. Besser, besser — hoffentlich. — Aber sehen möchte ich sie, muß ich sie noch einmal! Soll ich gleich —? Nein. Noch eine halbe Stunde wenigstens." Vor vielen Auslagen blieb er stehen und dachte, das oder das könnte er ihr kaufen. Er kokettirte mit Schmucksachen, Galanteriegegenständen, am meisten mit Blumen und Bonbonièren. Aber er sah immer wieder die Unmöglichkeit, das Lächerliche der Sache ein, einer Dame, die er nur flüchtig kenne, die ihn vielleicht gar nicht empfängt, Geschenke zu machen. Um 10 Uhr stand er auf dem Platz vor dem Hotel. Aber er dachte: nein, noch eine Viertelstunde, und schritt auf und ab an der gegenüberliegenden Häuserreihe. Wie wenig ahnte er, daß er beobachtet wird, von ihr beobachtet wird, schon seit 9 Uhr beobachtet wurde! Fräulein Alice stand seit dem Eintreffen des Schnellzuges am Fenster

in gemessener Entfernung, um ungesehen zu bleiben, und erwartete Benedikt, erwartete ihn so sicher, wie der Anarchist den Moment, wo das ablaufende Uhrwerk seine gelegte Höllenmaschine zur Explosion bringt. Aber bei allem Raffinement war sie nicht ohne Aufregung. Sie hatte bereits eine halbe Flasche Rothwein und einige Gläschen Cognac, den sie stets als Reiseapotheke mit sich führte, hastig heruntergestürzt. Ihre Toilette bestand in einem weißen Schlafrocke mit breitem, orangegelbem Bande und Maschen und Schleifen von gleicher Farbe. Sie war nur wenig dekolletirt; aber ein feines Batisthemd lugte ganz schmal hervor, mit kleinen listig lüsternen Spitzen. — Unaufhörlich zog heute ihr ganzes Leben wie eine Wandeldekoration an ihrem Geiste vorbei. Sie sah sich zu Hause im Elsaß als einziges Kind auf dem Rittergute ihres Vaters, des reichen Wittwers, der seinem Töchterchen Gouvernanten hielt, bloß um ohne Aufsehen zu Maitressen zu kommen. Erst, als sie groß geworden war, begriff sie Manches im Benehmen dieser Weiber, das sie damals nicht verstand; begriff sie, daß die Erziehung durch diese Leichtfertigen der Keim ihres eigenen, späteren Leichtsinns wurde. Sie erinnerte sich, wie der Vater, ein Lebemann, der halbe Jahre zu Paris in Saus und Braus vertollte, endlich gezwungen war, den Rest seines Besitzes loszuschlagen und sie mit 13 Jahren in ein Pensionat zu stecken. In ein fein aristokratisches, wo die Mädchen unter sich Derjenigen einen Preis aussetzten, welcher es gelänge, dem jugendlichen Liebhaber am Stadttheater den glühendsten Liebesbrief zu

schreiben. Dieser Glückliche wurde von den jungen Damen gleichsam aufgefressen. Sie schnitten nämlich seinen süßen Namen aus dem Theaterzettel, legten ihn auf's Butterbrod und schluckten den Geliebten.

Dann sollte sie anderthalb Jahre später dem Vater, der in Straßburg Versicherungs-Agent geworden, die Wirthschaft führen; aber der war kränklich und grämlich geworden und malträtirte sie. Dabei hielt er sich immer noch jugendliche Wirthschafterinnen, mit denen sie oft in Streit gerieth. Ihr selbst wurde jedes, auch das unschuldigste Vergnügen verweigert. Leidenschaftliche Theaterfreundin, besucht sie einmal ohne Erlaubniß eine Vorstellung und wird von ihrem erbosten Vater, der sich dazu den ganzen Abend Muth zugetrunken, körperlich gezüchtigt. Seine Erregung dabei ist so groß, daß er, vom Schlage getroffen, todt zusammenstürzt. Er hinterläßt nichts. Ihr Onkel und Vormund beschließt, sie als französische Bonne in's Ausland zu schicken. Als siebenzehnjähriges, blühend schönes Mädchen kommt sie in dieser Eigenschaft nach Petersburg in ein reiches Haus, um mit den Töchtern französische Conversation zu üben. Aber deren Bruder, ein zwanzigjähriger Dandy, macht ihr den Hof; nicht minder leidenschaftlich dessen Vater, und so bleibt ihr nichts anderes übrig, als diesen „beiden Klingsberg“ durch Flucht zu entgehen. Nach einem halben Jahre ist sie wieder im Elsaß. Ihr Vormund findet ihr in einem Pariser Mädchenpensionat eine Stelle als Erzieherin. Aber die Arbeit, die ihr hier aufgebürdet wird, ist zu groß; sie scheint ihr, die immer ein wenig arbeitsscheu

gewesen, unerträglich, und so entläuft sie eines Tages kurz entschlossen. Ganz planlos treibt sie sich auf den Boulevards umher und beschließt endlich Abends, nach dem Bahnhof zu gehen, um nach Straßburg zurückzukehren. Wie sie nun dastand im Foyer des Gare de l'est, bald den Fahrplan an der Wand studirt, bald verloren in's Leere schaut, nähert sich ihr ein älterer, äußerst distinguirter Cavalier, dem man den Lebemann bis in die Fingerspitzen ansah, und fragt sie mit vornehm-leichter Verbeugung und liebenswürdigem Lächeln, was sie suche und ob er ihr dienen könne. Das elegante Benehmen des Fremden gefällt dem Mädchen und sie erzählt ihm ohne weiteres recht treuherzig ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte. Er bedauert, stellt sich als Marquis Mercier vor, redet ihr ab, nach Straßburg zurückzukehren, bevor sie Paris kennen gelernt und bietet ihr Schutz und Arm an. Und sieh! — das Schulfräulein nimmt an! Was sie bis zu dieser Stunde als Greuel betrachtet, das ergriff sie jetzt gedankenlos, ohne Skrupel.

Der Marquis setzte sie und ihren kleinen Koffer in einen Fiaker und fuhr in sein Hotel. Er hatte eine Loge in der italienischen Oper und bat sie, entsprechende Toilette zu machen. Aber er mußte lächeln, als sie sich als fertig präsentirte, über diese Schulmädchen-Gala aus der Provinz. Sie war ein anmuthiges Gänseblümchen, und er brauchte eine stolze Camelie, um Staat zu machen. Man fuhr also zuerst in's Louvremagazin und dann, schon etwas zu spät, in die Oper. Nach der Vorstellung ein reiches Souper,

darauf zurück in's Hotel zur Ruhe, wo der Marquis in einem Atlas-Schlafrock sie fragt, ob sie keinen dégoût gegen ihn empfinde. — —

Vier Monate spielt die junge Novize in der Pariser Halbwelt, wo sie sich förmlich angeheimelt fühlt, eine Rolle. Zu ihrem ältlichen Marquis, der sie beim Laster eingeführt, empfindet sie in ihrer gedankenlosen Genußsucht eine gewisse Neigung. Er, der sie mit Stolz seine „Erfindung" nennt, versagt ihr nichts und beschenkt sie mit Brillanten, zumal an Tagen, wo er Glück im jeu hat. Denn dieser Repräsentant feudaler Ueberbleibsel im modernen Staat ist seines Zeichens Spieler.

Alle Recherchen des Straßburger Vormunds sind erfolglos. Alice ist nicht zu finden. Da, auf der Reise nach Baden-Baden mit ihrem Marquis, wird sie am Metzer Bahnhof von einem Verwandten erkannt. Der telegraphirt nach Straßburg. Dort angekommen, wird sie vom Vormund warm aus den Armen ihres verblüfften Seladons mit Hülfe eines Geheimpolizisten gerissen . . .

Sie lebt nun im Hause einer Tante. Aber statt die Verwilderte wie reconvalescent zu behandeln, was sie möglicherweise gebessert hätte, ist sie die Geächtete, die Ausgestoßene im Hause. Wer an ihr vorbeigeht, thut's mit einem Umweg oder einer vorwurfsvollen Miene. Der verdreht die Augen, der schüttelt den Kopf, der wirft ihr einen verächtlichen Blick zu, der rümpft die Nase. Sie wird nicht aus Liebe gehalten, sondern als Tugendgeisel der Familie, um nicht noch

mehr Schande über dieselbe zu bringen. Der Rückfall läßt naturgemäß nicht lang auf sich warten. Nach fünf Monaten entkommt sie trotz aller Aufsicht und entflieht nach Berlin, um zum Theater zu gehen, wofür sie ja seit jeher ein großes Faible hatte, das sie für Talent hielt. Der Vormund, froh, daß sie sich irgend einer Sache mit Eifer zuwendet, willigt ein und läßt ihr Unterricht ertheilen. Sie hat Temperament und wird Anfangs von ihrem Lehrer gelobt. Später läßt sie sich mit einem Corpsstudenten in ein Verhältniß ein und wird zerstreuter und zerstreuter. Demungeachtet verschafft ihr der Meister nach Jahresfrist ein Debut in Danzig. Sie tritt auf, gefällt und der Director engagirt sie trotz ihres excentrischen Wesens. Nach sechs Wochen aber muß sie entlassen werden, weil ihre Schwangerschaft trotz aller Toilettenkniffe nicht länger zu verbergen ist. —

Nach dem schwer gesühnten Leichtsinn kehrt sie mit ihrem Knaben nach Berlin zurück, wo sie mit dem Corpsstudenten in wilder Ehe weiterlebt. Da er ihr für später die gesetzmäßige Heirath zusichert, so wirft sie ihre Theatercarriere weg wie ein überflüssiges Kleidungsstück und bleibt der Couleur treu. Mit Entsetzen fühlt sie sich nach zwei Jahren wieder gesegnet, und Vater und Mutter wenden nun alle erdenklichen Geheimmittel an, um das Seelchen, noch bevor es über die Schwelle des Tages gekommen, zum Himmel entflattern zu lassen. Es gelingt; aber Alicens Gesundheit ist erschüttert und ihre Schönheit hat gelitten. Ihre feine Haut, früher drall und fest gespannt, wie

die Schale über einer jungen Frucht, bekam etwas Lässig-Schlaffes. Ihre Hände zeugen von großen physischen Schmerzen, sind Mutterhände geworden. Eines Tages gibt es eine heftigere Eifersuchtsscene als sonst. Ihr Galan erklärt, er habe für gewiß erfahren, daß sie es mit seinem Freunde, einem steinreichen Bankierssohn, halte. Sie rast durch's Zimmer, stampft mit den Füßen, kratzt und beißt, und es kommt zu einem radikalen Bruche zwischen den Beiden. Der reiche Bankierssohn versteht es, seine Brieftasche mit Banknoten zu füllen und entwischt mit seiner Alice bei Nacht und Nebel. Zuerst geht's nach Wien, dann nach Venedig, Rom, Madrid, Lissabon. Hier schiffen sie sich nach Amerika ein; denn Alice interessirt es, die Welt zu sehen. Diese Irrfahrten dauern fast ein Jahr. Erst als die Brieftasche dünner geworden, regt sich das Gewissen des fahrenden Ritters. Aus Cuba schreibt er dem Vater einen langen Brief voll Zerknirschung und Reue und bittet um die Erlaubniß, in's Elternhaus zurückkehren zu dürfen. Die Antwort lautet: Mit offenen Armen, aber allein! Darauf wird das Kabel in Anspruch genommen. Junior telegraphirt: Alice, die seinetwegen ihre Kunst und ihren ersten Verehrer, der sie geheirathet hätte, aufgegeben, verlangt 100000 Mark, wenn sie gänzlich zurücktreten soll. Senior proponirt die Hälfte. Junior telegraphirt: Minimum 70000. Senior telegraphirt: Geschlossen. —

Alice lebt nun von den Zinsen ihres Pyrrhusvermögens in der Schweiz, Italien, Deutschland u. s. w. Sie macht wiederholt Ansätze, sich auf's Neue der Bühne

zu widmen; aber jetzt noch bequemer als früher, kommt sie nicht dazu. Sie liest viel und läßt sich ab und zu den Hof machen, aber nur von Männern, die sie interessiren. Sie hat sich müde amüsirt und empfindet eine Sehnsucht nach Ruhe und Häuslichkeit. Sie möchte heirathen. — — Das ist die Vergangenheit der Frau, die mit jeder Minute das Eintreten Benedikt's erwartet.

Nicht ohne leises Zusammenbeben sah sie ihn endlich mit schnell entschlossenen Schritten quer über die Straße kommen. Sie setzte sich in Positur, warf sich wie nachlässig in ein Fauteuil am Fenster und nahm ein Buch zur Hand. Es klopfte. „Herein!“ — „Was seh' ich? Herr Broemel! Sehr erfreut.“ Sie legte das Buch aufgeschlagen mit dem Rücken nach oben auf den Tisch. „Doch ja — Sie erwähnten ja, daß Sie hier Geschäfte — prenez place, monsieur! — Es ist abgeschmackt, Onkel Baedeker wie einen Steckbrief zu benützen und mit gebundener Marschroute zu reisen. Ich wollte auch diesem nicht uninteressanten Nest einen Tag widmen. Haben Sie Ihre geschäftlichen Angelegenheiten hier am Ort bereits geordnet, mon cher?“

„Nein, mein Fräulein“, entgegnete Benedikt, der sein Lampenfieber beinahe überwunden hatte und durch den unbefangenen Ton der Dame schneller in's Gleichgewicht gekommen war, als er gefürchtet. „Da ich doch vor hatte, Ihnen meine Aufwartung zu machen, so dachte ich natürlich zuerst an Sie.“

„Charmant! Aber nicht korrekt. Vous savez — erst das Geschäft, dann das Vergnügen. — Wo wohnt man?“

Benedikt, der noch keinen Entschluß gefaßt, antwortete etwas verwirrt: „O, ich denke hier, in diesem Hotel — wenn ich nicht abreise am Abend, da ja mein Geschäft —"

„Geschäft?" schmunzelte Alice. „Pah! — Wenn uns auch das Geschäft nicht hielte, wir würden doch noch einen Tag zugeben, mon ami. Nicht wahr!?" Mit halbem Augenaufschlag und ungemein feinem Lächeln, das nicht frei von Hohn war, sah sie nach ihm, daß es ihm taumlich wurde. Seine Sinne waren in zitternde, wogende Bewegung gerathen, wie die Luft an einem glühenden Tage. Das Blut floß heißer als sonst. Ach, wie entzückte sie ihn erst heute, diese Frau! Heute, wo Reiz und Zauber sie umgaben, wohin auch sein Auge fiel. Sie erschien ihm als das Glück, das Glück selbst.

Sie plauderten eine Weile und Alice bemerkte: „Sie speisen doch hier im Hotel, lieber Broemel? Es sollte mich freuen."

Benedikt nickte beglückt.

„Und nach Tisch, falls Ihre Geschäfte beendet —" hier kam wieder als Intermezzo jenes listig-triumphirende Lächeln, das Benedikt diesmal leise erröthen machte — „nach Tisch einen kleinen Ausflug. Ist's Ihnen recht, Broemel?"

Benedikt, in allen Himmeln, stand rasch auf, trat ihr noch etwas unsicher näher und küßte ihre Hand.

„Bien, très bien", sagte sie, ihm mit dem Buche, das sie wieder zur Hand genommen hatte, einen leisen, scherzenden Backenstreich gebend, „und jetzt läßt mich

mein Freund das Kapitel zu Ende lesen und Toilette machen. N'est-ce pas?"

Benedikt küßte ihr darauf nochmals, jetzt ermuthigter und feuriger, die Hand und empfahl sich.

Ihm war es, als ob er in einer lichten Wolke wandele. Sinnberauscht trat er in einen Blumenladen, wählte ein geschmackvolles Rosenbouquet und übersandte es Alice. Seine Leidenschaft, zu kaufen, zu schenken, ließ sich nun nicht mehr eindämmen. Bei einem Juwelier erstand er ein Medaillon mit einer schwarzen Perle und ein kleines arabisches Amulet. Auch ein gemalter Fächer und zwei Bonbonnièren wurden gekauft.

Im Hotel bei der Table d'hôte kam Benedikt neben Alice zu sitzen. Sie bedankte sich lebhaft für das schöne Bouquet, aus dem sie zwei Rosen gewählt und an die Brust gesteckt hatte, um den Geber zu ehren, wie sie anmuthig schmeichelnd bemerkte. Benedikt war entzückt. Er hatte sich vorgenommen, nach Tisch mit seinen Einkäufen herauszurücken. Aber schon nach der Suppe vermochte er nicht mehr an sich zu halten und begann mit dem ersten Gang: er holte aus dem Ueberzieher die Schmucksachen. Darauf wurden nach und nach die anderen Ueberraschungen ausgepackt. Alice flüsterte zwar: „Aber bei Tisch, das ist ja shocking, Broemel", war aber gerührt von der Gutmüthigkeit ihres Tischnachbarn. Genug, diese beiden extremen Naturen zogen sich an.

Nach dem Kaffee machten sie eine Spazierfahrt in's Freie und dann eine längere Promenade zwischen

steinigen Weinbergen und waldigen Thalgründen. „Die Natur sieht nie schöner aus als im Absterben und Todeskampf“, bemerkte Alice, und Benedikt war entzückt von ihrem Geist, den sie freilich zur Hälfte aus Romanen zusammengelesen hatte.

„Wissen Sie“, begann unter lebhaftem Lachen plötzlich die Elsässerin, „daß Sie eigentlich eine Curiosität sind? Ein Mensch, der selbst nicht weiß, ob er Bräutigam ist oder nicht.“

„Ich bin Bräutigam“, sagte Benedikt ernst, und sein Gesicht bekam einen sorgenvollen, verdüsterten Ausdruck.

„Ja, ja — ich besinne mich“, antwortete sie mit ihrem höhnischen Lächeln. „Sie haben sich ja als veritabel verlobt vorgestellt. — Guter Broemel, Sie nehmen's nicht übel. Aber ein Unsinn, ein ungeheurer Unsinn.“

„Aber, Fräulein —“

„Mich geht die Sache ja so wenig an, so wenig —“

Benedikt sah sie frappirt an.

„Aber“, fuhr sie fort, „so kurz wir uns auch kennen, ich will's nicht leugnen, ich habe ein certain faible für Sie.“

Benedikt ergriff hastig ihre Hand. Alice entzog sie ihm mit den Worten: „Ein faible, wie für einen Freund, einen lieben Freund. Sie sind ein großes Kind, mon cher. Sie sind mein — mein großer Sohn, dem ich rathen möchte, weil er so unbeholfen ist.“

„Sie sind mir also doch gut — gutgesinnt?“ fragte Benedikt, sie mit großen, glücklichen Augen ansehend.

„Herzlich", antwortete die Frau an seiner Seite und drückte ihm jetzt so innig die Hand, daß es ihn abermals durchschauerte. „Aber das mit dem Kind müssen Sie aufgeben."

„Mit Emmy? O nein, nein!"

„Ja, ja, ja, mon cher! Ihretwegen und der Kleinen wegen! Glauben Sie mir, folgen Sie mir, mein großer Sohn. Das ist ja thöricht! Ihr paßt in den Jahren nicht zusammen, und auch gesellschaftlich nicht. Auch euer Bildungsgrad ist ein verschiedener —"

„O, Emmy hat gelernt —"

„Schweigen, großer Sohn, und aufpassen! Gerade Sie, als naiver, kindlicher Mensch, brauchen eine lebenserfahrene, praktische Frau, die auf Sie schaut, Sie zurückhält, Thorheiten zu begehen. Eine gesetzte Person, die für Sie den praktischen Verstand hat. Wir finden schon solch' eine. Ich suche für Sie —"

„Fräulein Alice —"

„Und auch für das Kind find' ich eine Versorgung. Laissez-moi seulement faire! Sehen Sie, guter Benedikt, das müßten Sie thun: die beiden Mädels, wenn's an der Zeit ist, versorgen, ihnen tüchtige, für ihren Stand passende Männer finden. Das wäre gut und brav und klug gehandelt! Und Ihnen dabei an die Hand zu gehen, dazu bin ich gerne bereit. Ich helfe Ihnen. Ich bringe die Beiden anständig unter die Haube, das verspreche ich Ihnen!"

Benedikt war still und nachdenklich geworden. Bei der Rückfahrt hatte er die auf dem Sitzpolster liegende Hand der Freundin leise erfaßt, was sie wider-

standslos geschehen ließ. Und Beider Hände ruhten ineinander, bis der Wagen am Hotel hielt. Alice bat ihren Freund, noch einen Tag zu bleiben. Benedikt willigte ein.

Sie waren den Abend zusammen, machten andern morgens eine längere Promenade und sprachen viel über Leben und Schicksal und kamen sich immer näher. Alice war zu dem festen Entschuß gekommen, Benedikt zum Manne zu nehmen. Sie befolgte die Bismarck'sche Verblüffungspolitik der brüsken Offenheit und sagte ihm geradezu: „Ja, Benedikt, ich gesteh' es, ich habe ein Faible für Sie. Nicht nur das freundschaftliche — von gestern", schaltete sie lächelnd ein, „nein, Sie gefallen mir als Mann. Mit Ihnen möcht' ich's riskiren!"

Benedikt befand sich in einem Zustand der schmerzlichsten Wonnen. Es wirbelte durch seine Seele und es war ihm, als ob sein Gehirn brodele. Plötzlich sprang er auf und sagte, nervös zitternd: „Besinnung, Alice! Gestatten Sie mir Ueberlegung, eine Stunde allein, oder zwei — zwei. Und dann, Alice — dann —"

„Keine Uebereilung, Benedikt", sagte sie, ihm die Hand zärtlich streichelnd. „Bedenken Sie sich länger, viel länger. Sie kennen mich ja noch so wenig. Auch nicht meinen früheren Lebensweg." Sie schloß das schlechte Auge zur Hälfte und sah ihn mit ihrem bezaubernsten Lächeln an. Sie wußte, daß sie nun einer gefährlichen Klippe nahe war, wo man ohne große Vorsicht und geschicktes Steuern leicht scheitern könne. Berührt mußte die Sache werden, damit sie

später berechtigt wäre alle Vorwürfe, sie habe geschwiegen, zurückzuweisen. Es handelte sich jetzt, darüber geschickt hinwegzukommen. Sie fuhr darum gleißnerisch fort: „Wenn wir uns nach spießbürgerlicher Art Alles erzählen wollen, mon cher, cher Benedikt, so bin ich gern bereit. Aber eins dürfen Sie mir auch so glauben, Benedikt: mein Herz ist in allen Stürmen rein geblieben. Bei Gott!"

„Das glaub' ich, das weiß ich, Alice", stammelte Benedikt mit Thränen in den Augen und zerküßte die Hände seiner Freundin. „Sage nichts mehr! Ich brauche nichts mehr zu wissen."

„Sonst könnte dieses Herz auch nicht", fuhr sie fort, „einen so reinen Menschen wie Du so rein lieben, Benedikt!"

„Alice! Ach — nur eine Stunde — eine einzige Stunde —"

Er riß sich rasch los und eilte davon.

Nur reine Verstandesmenschen vermögen wichtige Entschlüsse im Lehnstuhl sitzend in reflektirender Ruhe mit sich abzumachen. Benedikt zählte zu jenen, die entscheidende Dinge nur in lebhafter Bewegung, am liebsten unter freiem Himmel, mit sich in's Reine bringen. Denn wenn die Seele in heftigste Schwingung geräth, so ist es natürlich und förderlich, wenn sich der Körper nicht im directen Gegensatz befindet. — Benedikt eilte mit langen Schritten durch die Straßen in's Freie, in die Einsamkeit. Draußen, wo er gestern mit Alice plaudernd lustwandelte, begann er über seine Angelegenheit leidenschaftlich nachzudenken. Er war

Kaufmann. Das Contobuch lag vor ihm aufgeschlagen: Soll und Haben. — Sie ist schön, schön, ach gerade das, was er sein ganzes Leben so bewundert, wofür er leben und sterben möchte. Sie ist — ach, es läßt sich gar nicht sagen, wie sie ihm gefällt! Es wurde ihm warm. — Und sie ist gut, sie, dieser Engel, diese Göttin! Diese — übernatürliche Schönheit liebt ihn! Er griff sich an's Herz und krampfte die Hand zusammen. Und wenn er nun denken sollte, daß sie seine Frau — Gott, seine Frau werden könnte! Sie besitzen mit all' ihren Reizen, ganz besitzen! — Eine derbe, schier unnatürliche Sinnlichkeit kam über ihn, so daß er mit der Hand über Stirn und Augen fahren mußte, als gelte es, dort einen wolkenartig aufwirbelnden Wahnsinn zu verscheuchen. Instinktiv ließ er hier eine Pause eintreten; denn er fühlte, daß dieser Moment nicht dazu tauge, Entschlüsse zu fassen. — Aber die andere Wagschale: Seine Emmy, sein Kind, sein gutes, gutes, frommes Kind! Das er erzogen, das er schon mehr als 11 Jahre kennt und liebt, das ihn wieder liebt! Die guten Leute, ach, diese guten, guten Leute, die ihm geholfen, denen er noch schuldig ist. — Die gute Mutter, die Tante und ach, die Schwester Flora, die seine Emmy so liebt, so zärtlich! Was werden sie sagen, denken?

Unmöglich, es ist unmöglich! Die Augen, die braunen, guten, frommen Augen seiner Emmy! Ihre abgearbeiteten Händchen! Unmöglich, unmöglich! Entfliehen — das Beste ist, entfliehen! Ja, das will er thun, sie nicht mehr sehen, Alice nicht mehr sehen.

Entfliehen! — Unwillkürlich wurden dabei seine Schritte hastig wie bei einer Flucht. — „Es ist ja klar, ganz klar, wer Recht hat, was ich thun muß“, sagte er beinahe laut und lebhaft gestikulirend. „Ich brauche mir nur bei der Zeit Rath zu holen. Die Eine kenne ich ein ganzes Leben, die Andere ein paar Tage. Ja, ja, entflieh' Benedikt, entflieh'! Bleib' treu Deinem Kind, Deinem guten Kind!“ Seine Augen füllten sich mit Thränen. Er ging langsamer, sein Kopf war geneigt und der Blick sinnend auf den Boden geheftet. „Und doch — doch! Sie, Alice, meint ja, daß es für Emmy kein Glück wär'. Ich werde nach fünf Jahren alt sein, für Emmy zu alt. Alice prophezeit ein unglückliches Beisammensein. Die ganze Sache sei unnatürlich, erklärte sie gestern. Darin liegt viel Wahres, viel Wahres. Und“ — hier fuhr er plötzlich auf — „Walther, Walther sagte etwas Aehnliches. Er, der so gut ist, der's so gut mit mir meint und der so gescheidt ist. Das sollte für mich entscheidend sein. Da sehe ich doch klar, daß sie, Alice, recht hat, und nicht aus Egoismus .... Egoismus?! Richtig, gestern bewies sie mir, daß es gerade von mir Egoismus wär', wenn ich von dem Kinde nicht ließe. Egoismus! Ach, Emmy, meine kleine Emmy, es reißt mir an meinem Herzen! — Was soll ich thun? Ein Wink, ein Wink! Was soll ich thun?!“ — Er ging weiter und weiter, immer sinnend, grübelnd, abwägend. „Man könnte sie versorgen, sagt Alice; man könnte Emmy einen tüchtigen Mann verschaffen, der besser für sie taugt als ich. Ihr und der Flora. Das wär' freilich viel. Und

Alice will selbst suchen, sorgen. Wie gut sie ist, Alice, so gut und so klug! Ich wäre ja so glücklich, so — ach, ich kann nicht daran denken, ohne daß mir die Sinne vergehen! — Ja, wenn Alice will, kriegen die beiden Mädels sicher tüchtige Männer. Und wenn sie sogar etwas von ihrem großen Vermögen — ihr Vermögen, richtig!" — Er blieb stehen. „Schau, daran hab' ich noch gar nicht gedacht. — Na" — lächelte er — „darauf hab' ich nun sicherlich nicht spekulirt; mir ist's nicht einmal lieb, daß sie reich ist. Aber gerade wegen der Nothas. Mutter Margarethe könnt' ich endlich die alte Schuld abzahlen, und Alice würde für die Ausstattung der Mädchen sorgen. — Dann — auch meinen Geschwistern könnt' ich einmal gründlich helfen. Alice wär' sicher eine gute Schwägerin. Ich für meine Person würde Zeit gewinnen für meine Erfindungen — ach, dann, dann würd' ich erst zu arbeiten, zu schaffen anfangen mit ganzer Seele. Dann sollte erst das Leben beginnen, ein neues, voll Thätigkeit und Tüchtigkeit. Ach, Alice! Alice! — Und Walther — wenn er erst hört, wie Alice sich für die Kunst interessirt, speciell für seine Kunst, er wär' entzückt, sicher! Ja, sie hat Sinn für alles Große, Schöne, diese Frau, diese unvergleichliche Frau! Mich würde sie gewiß auch fördern in meinem Streben. — Sie hat soviel Erfahrung, soviel Welt."

Er stutzte und hielt eine Minute. Es fiel ihm ein, wie wenig er von ihrer Vergangenheit wisse. „Sie ist aus gutem Hause, sagte sie mir. Nun", lächelte er, „das sieht man ihr wohl an. Und auch

geliebt habe sie einmal, vertraute sie mir. Es wär' wohl auch das größte Wunder, wenn diese Frau nicht geliebt worden wär', nicht geliebt hätte! Aber sicher ist sie dabei rein geblieben. Sie sagt es ja. Und sie lügt nicht. Alice — nein! — Sie fragen? Das wäre spießbürgerlich, sagte sie — auch würde es sie beleidigen. Nein, sie soll seh'n, daß ich ihr unbedingt vertraue, wie sie mir. Das wird sie freuen, meine Alice. — Meine — meine Alice! — Welcher Himmel liegt in diesem Wort! — Später vielleicht, nach der Verlobung, erzählt sie mir von selbst — oder auch nicht. — Nach der Verlobung? — Wüßt' ich mir nur Rath, Rath!" — Er verfiel wieder in tiefes Sinnen. Er war bereits mehrere Stunden gegangen und fühlte Ermüdung in den Füßen. Demungeachtet ging er weiter und weiter, unaufhörlich in seinem Gemüth wühlend, und es kam ein Jammer über ihn über sich selbst. Plötzlich zuckte ein Gedanke durch seinen Kopf, der ihm wie eine Lösung der schwierigen Frage erschien: er wolle sie, Emmy, selbst fragen und entscheiden lassen — er wolle gleich schreiben — augenblicklich. —

Er befand sich bereits auf dem Rückwege und fing nun wieder an, hastiger zu gehen. Er konnte nicht erwarten, die Feder zu fassen, und zählte die Stunden, wie lang ein Brief nach Roßlitz braucht, wie lange er wird warten müssen, wenn Emmy gleich antwortet, worum er sie bitten wolle. Er stilisirte im Kopfe den Brief. — Ein Wirthshaus! — Gleich eintreten, schreiben, dachte er. Er ließ sich Wein

bringen und verlangte Papier und Schreibzeug. Er schrieb und sah dabei Emmy im Geiste vor sich und war auf's Tiefste gerührt, so daß er Mühe hatte, vor den Wirthshausgästen die Thränen zu verbergen. Aber während er schrieb, fiel ihm ein, wie jung Emmy sei, wie urtheilslos. Ein Kind fragen?! — Die Idee, welche ihm vorhin so genial erschien, war ihm plötzlich verleidet. Verzweiflungsvoll zerriß er das Geschriebene, zahlte und ging. — Wieder ein Lichtstrahl: Walther soll entscheiden! Walther, ja, das ist das Beste. — Abermals wünschte er sich voller Nervosität ein Gasthaus herbei, wo er ungesäumt schreiben könnte. Doch er besann sich, daß Walther seine Alice ja gar nicht kenne, daß briefliche Schilderungen wenig nützen. Er seufzte tief. Nach der Uhr blickend, ersah er, daß er schon weit länger ausgeblieben als verabredet, und beflügelte seine Schritte. Sie wartet. — Sie! — Wie ungalant, wie unartig! — Und wieder trat das Bild dieser bestrickenden Frau vor seine Sinne, daß es ihm wirblig wurde. Er lief mehr, als er ging. Aber ein Entschluß muß doch gefaßt werden, muß, muß! Was also? Was? Ja, er will dennoch an Emmy schreiben und auch an Walther. Die Beiden sollten entscheiden. Alice wird das einsehen. Dabei bleibt's! Bis die Antworten eintreffen, wolle er hier warten. — So beschloß Benedikt Broemel abends sieben; schrieb die zwei Briefe und sandte sie ab. Zwei Stunden später lag er Alice als Verlobter zu Füßen.

XI.

Vater Broemel durchwanderte die Straßen und Gassen der ungarischen Residenz. Er ließ sich mit allen Leuten in Gespräche ein und fand für jeden den richtigen Ton. Den Magyaren diente er mit papricirtem Chauvinismus. Den Slaven sprach er in seiner Muttersprache an. Den Deutschen erzählte er mit leisen Seufzern, wie er die Stadt noch als eine ganz deutsche gekannt, und Alle sagten: „Der gute, alte Herr“.

Benedikt kam an und erzählte die Preßburger Ereignisse. Der Alte war entzückt; denn die „Kinderei“ mit Emmy hatte ihm nie recht gefallen. Und dann — Alicens unermeßliches Vermögen!

Noch am selben Tage reisten die Broemel's weiter. Die Bahn führte nicht bis zu ihrem Bestimmungsort. An der Endstation, einem magyarischen Dorfe, mußten sie einen Wagen nehmen. Selbstverständlich beim Dorfjuden. Wie jedes Dorf in Ungarn, etwas abseits vom Gemeinwesen, seine Zigeunerfamilie in Lehmhütten oder Erdlöchern besitzt, so hat es in einem etwas besseren Haus als das Bauerngehöft seinen Juden, der Alles, was Handel heißt, in Händen hält. Er ist

der Sauerteig des Dorfes, den man nicht einmal ungern duldet, weil es bequemer ist, für sich einen Anderen denken zu lassen.

Vornehme Wiener, dachte Moses, du thust ein gutes Werk, wenn du sie gehörig zahlen läßt. Zwei Klepper, an deren Rippen man das doppelte Einmaleins hätte abzählen können, wurden mit Riemen und Stricken an eine offene, zweisitzige Kalesche gespannt, die so unsauber und schmutzfleckig war, daß die Broemel's, bevor sie darin Platz nahmen, erst einen Plaid ausbreiteten.

Es war Nacht geworden, als sie in ihrem Karren gerädert in Kéremkisz ankamen. Im Hause des Dorfjuden, dem sie sich angemeldet hatten, war bereits Alles dunkel. Sie trommelten am Fenster und die ganze „Mischpoche“, die drinnen in einer geräumigen Stube beisammenschlief, fuhr aus den Betten. Alsbald stürzte der Patriarch der Familie in Schlappen und Unterhose, seine Bettdecke um die Schultern geworfen, mit einem Licht in der Hand in's Freie. Er war ein Sechziger, lang und hager und nach oben so gekrümmt wie ein Naturrohr, das künstlich gebogen. Wolf Löwbär war minder gefährlich als die drei reißenden Thiere, aus denen sich sein Name zusammensetzte, und erhob ein großes Lamento darüber, daß die Broemel's bei ihm bereits alles verfinstert angetroffen. Er bat sie, nur gleich in die Stube zu treten. Sie folgten der Einladung; aber die Atmosphäre, die ihnen entgegenkam, gab ihnen eine Ohrfeige, daß sie zurückprallten. Wer lange in schlechter Atmosphäre sitzt, ge-

wöhnt sie; wer dagegen aus der frischen Luft direkt in einen dunstigen Raum tritt, der wird dieselbe Athembeklemmung verspüren wie etwa ein Nordamerikaner, welcher aus seinem freien Lande plötzlich nach — Rußland geräth.

Schweißiger Brodem und ein wahres Concert von Wohlgerüchen — männlicher, weiblicher und sächlicher Art — machte die Luft dieses Schlafraumes dick zum schneiden, so daß sie den Broemel's den Athem versetzte. Jeder der Beiden sprang auch rasch an's Fenster und riß es schleunigst auf, wodurch die Insassen vollends munter wurden. Die Hausfrau wand sich aus ihrem dicken Federbett und lächelte ein „Willkommen in Kéremkisz!“ In einem anderen Bettgestell rekelten sich schlaftrunken Wolf Löwbär's Söhne und Erben, und mitten im Zimmer sprangen recht in Verwirrung zwei erwachsene Töchter in Unterröcken und herabhängenden Zöpfen mit Bettfedern darin umher und haschten nach Kleidungsstücken. Wolf Löwbär fand die Gelegenheit passend, vorzustellen: „Meine Töchter Saly und Rosalia“. Auf das Bett, aus dem die Beiden entsprungen, deutend, sagte der Alte zu Benedikt: „Da schlofen Sie, der junge Herr von Broemel. Soll ich gesund sein, kein besser Schlofen, als in ein' warm' Nest! — Und der alte Herr —“ Aber Broemel senior unterbrach ihn: „Nein, ich schlaf' dort auf der Bank am Fenster. Ich hab' Plaid und Mantel.“

„Gott soll mich beschützen“, rief Wolf Löwbär, „ich werd' Sie schlofen lassen auf ä Bank, wo da

das schönste Bett steht!" Damit trat er an ein anderes Lager, worin noch eine Anzahl kleiner, zahmer Wolf Löwbär's ruhte und schickte sich an, Isaak, Jakob und Abraham auszutreiben, damit die angesehenen Wiener Gäste ihren Platz einnehmen. Aber die Broemel's protestirten lebhaft, beschworen alle, sich wieder zu Bette zu legen, als ob sie gar nicht gekommen wären und streckten sich auf zwei Bänke an der Wand.

Sie kampirten elend, blieben aber wenigstens ungebissen durch den Einlaß der frischen Luft, welche das Ungeziefer ebensowenig verträgt wie der Erzreaktionär den frischen Luftzug der Freiheit: beide brauchen feudale Schwüle und Stickluft, um zu existiren.

Der alte Broemel suchte und fand andern Tags ein sauberes Zimmer beim Apotheker des großen Dorfes. Benedikt blieb bei Wolf Löwbär aus purer Gutmüthigkeit, um den alten Erzvater nicht zu verletzen, ließ sich aber eine separirte Kammer einräumen.

Nun galt es, möglichst viel Eichenwälder aufzukaufen. Es war nicht leicht, denn dieselben befanden sich nicht im Privatbesitz, sondern waren Gemeindegüter. Der bewaldete Hügelzug, welcher erstanden werden sollte, gehörte acht Ortschaften. Es hieß also, acht Gemeinden — wovon zwei magyarisch, zwei wallachisch, eine rumänisch, eine ruthenisch, eine slovakisch, und eine deutsch war — zu einem gemeinsamen Entschluß zu bringen. Die Schwierigkeiten begannen gleich in Kéremkisz; denn als Broemel den Starost (Aeltesten) bat, die Gemeindevertreter zu einer Sitzung zusammenzurufen, machte derselbe allerlei Ausflüchte: Arbeiten,

Abwesenheit von Gemeindebevollmächtigten — es sei unmöglich.

„Also wann?“ fragte Benedikt nervös.

Der Vorstand, ein recht verschmitzter Bauer, zuckte nur die Achseln.

„Ja, es ist doch aber in Eurem Interesse.“

„Nein, nein, nicht möglich, nicht möglich.“

Benedikt war verzweifelt.

Wolf Löwbär aber, der Broemel begleitet hatte, sagte, sein glattrasirtes Kinn mit der knöchernen Hand reibend, ganz laut und feucht schmunzelnd: „Schenken Sie ihm zwei Gulden.“

Benedikt sah den Alten verblüfft an; er wagte es nicht, den Rath gleich zu befolgen.

Darauf Wolf Löwbär, der Nathan der Weise von Kéremkisz: „Wenn er die zwei nicht nimmt, zahl' ich zehn.“ Und richtig. So wie Benedikt die Guldenzettel spendirt hatte, lautete der Bescheid des Starost: „Werd' ich schauen, was zu machen ist. Werd' ich zusammenberufen für heute Nachmittag. Also, ich empfehl' mich dem großmächtigsten Herrn gehorsamst.“ — Es gab viel Mühen und Laufereien. Die Sache mußte vor ein großes Thier, vor dem Stuhlrichter, der endgültig zu entscheiden hatte. Auch hier wurde nach Wolf Löwbär's System vorgegangen. Nur die Ziffern waren andere. Wolf Löwbär taxirte die Gesinnungstüchtigkeit des hohen Beamten auf 80 Gulden. Benedikt nahm die Summe, steckte sie in ein Couvert und schloß es. Er war nicht frei von Beklemmung, als er dem Manne auf dem hohen Themisstuhl das ein-

couvertirte Geld etwas schüchtern zwischen die Akten schob. Aber wie erstaunte er, als dieser die Enveloppe vor seinen Augen öffnete und dann ganz gemächlich Note für Note abzählte. Er nickte zufrieden, die Sache war genehmigt. —

Benedikt war sehr rührig, kam aber, genau so wie vor Jahren in Olmütz im väterlichen Geschäfte, auf allerlei phantastische Einfälle, die so unnöthig als kostspielig waren.

Das Bild seiner Braut trug er auf seiner Brust und zog es hundertmal des Tages hervor, um es zu besehen. Er dachte ihrer mit glühender Schwärmerei. Tauchte dazwischen hin und wieder Emmy's rührendes Bild in seiner Seele auf, so suchte er es rasch durch andere Gedanken zu verscheuchen.

Der briefliche Verkehr zwischen Benedikt und Alice war sehr lebhaft; oft schrieb man sich an einem Tage zweimal Briefe und Karten; und die Ausrufungszeichen und Gedankenstriche, die immer da anfangen, wo die Gedanken nicht mehr ausreichen, wuchsen in's Zahllose.

Die beiden brieflichen Antworten von Walther und Emmy waren bald nach Benedikt's Abreise in Preßburg eingelaufen, aber von Alice schlauer Weise vorläufig zurückbehalten worden. Benedikt erhielt sie erst von ihr zugeschickt, als er schon vierzehn Tage durch die Liebeskorrespondenz an sie noch fester geknüpft war.

Emmy schrieb: „Lieber geehrter Herr Benedikt! Ueber Ihre Nachricht waren wir Alle zuerst ganz er-

staunt, weil die Sache gar so schnell gekommen ist. Wir haben auch ein Bischen Angst gehabt, weil wir Ihr gutes Herz kennen und uns gefürchtet haben, daß Sie sich von demselben hinreißen lassen. Aber dann haben wir Alles überlegt und gedacht, nun, er ist doch ein reifer Mann und wird wissen, was er thut. — Was meine Person anbelangt, geehrter, lieber Herr Benedikt, so machen Sie sich keine Gedanken darüber; denn das war ja, wenn man's genau überlegt, doch nur eine Gutmüthigkeit von Ihnen; denn ich war doch ein armes Kind und Sie sind ein Herr. — Ich hab' Sie freilich schon recht lieb und wir Alle, weil Sie so ein guter, bescheidener Mann sind und —". Die Buchstaben des letzten kleinen Wörtchens flossen ein wenig, als wenn sie über eine sorglich ausgewetzte Stelle gesetzt worden wären. Und Benedikt sagte gerührt: „Sie hat geweint". Er las weiter: „— wir uns schon so lange kennen. Aber ich sehe ganz gut ein, daß das nicht geht. Sie brauchen eine Frau, eine Dame, und ich bin ein armes Kind. — Also machen Sie sich keine Gedanken. Wir werden Sie immer sehr lieb behalten und Alle für Sie beten und nie vergessen, wie gut Sie gegen uns waren. Wir wünschen recht sehr, daß Sie mit der geehrten Dame, die Sie erwählt, recht, recht glücklich werden möchten."

In diesem Tone war noch eine ganze Seite voll der unschuldigsten Theilnahme und selbstlosesten Resignation. Benedikt hatte, während er den Brief auf einsamem Wege las, viel geweint. Er sah das zarte,

blasse Mädchen vor sich und der Vers eines unvergleichlich schönen Gedichts fiel ihm ein und wollte ihn nicht lassen: „Was hat man dir, du armes Kind, gethan!“ — Nachdem er seine Gemüthsbewegung niedergekämpft hatte, las er Walthers Brief. Der schrieb unter Anderm: „Der Stil Deines Briefes läßt mich vermuthen, daß Du Bräutigam sein wirst, bevor meine Antwort eintrifft. Das Beste, was ich Dir rathen möchte, ist, Dich etwas genauer über das Vorleben Deiner schönen Dame zu erkundigen.“ Benedikt stutzte bei dieser Stelle, und viele Tage verfolgte ihn das von Walther angedeutete Bedenken in nörgelnder Weise. Erst ein Brief aus Wien von seiner Mutter verscheuchte dies argwöhnische Mahnen aus seiner Seele. Alice hatte sich ihr vorgestellt und im Sturm ihre ganze Sympathie gewonnen. Der hochstaplerische Zug in Alicens Charakter imponirte Frau Broemel. Die schlaue Elsässerin hatte die Schwäche der alten Frau für ihre heranwachsende Enkelin in Schlesien schnell heraus und köderte sie mit dem Versprechen, das Mädchen, sobald es einmal an der Zeit sein werde, nach Wien, wo sie ein großes Haus machen wolle, zu nehmen und in der Gesellschaft einzuführen, kurz, sie glänzend zu versorgen.

Frau Broemel, die nach altspießbürgerlicher Art auf eine ungetrübte Vergangenheit Gewicht legte, kam selbstredend, auch schon aus Neugierde, auf diese intime Angelegenheit zu sprechen. Alice wendete hier dieselben Taschenspielerstückchen und Requisiten an, wie in Preßburg im gleichen Falle Benedikt gegenüber: sie ließ

Thränen fließen, trocknete sie mit einem feinen Foulard und wußte, wie damals, mit ihrem „reinen Herzen“ geschickt zu changiren. — Sie verstand das Gespräch so zu lenken, daß sie nichts preisgegeben hatte und doch für alle Fälle salvirt war. Sie redete sich dermaßen in die Lüge hinein, daß sie selbst daran glaubte und schließlich so von ihr ergriffen wurde, daß sie echte Thränen vergoß. Frau Broemel fiel der überfließenden Tugend gerührt um den Hals, und ihr Bericht nach Kéremkisz lautet so überaus günstig, daß Benedikt, der wußte, wie streng seine Mutter in Sachen der „Moral“ dachte, vollständig beruhigt war. —

Alice war inzwischen nach dem Elsaß gereist, um ihre Familienpapiere zu holen, und wußte mit großer Findigkeit es so zu stellen, daß in keinem derselben gravirende Dinge über ihre Vergangenheit aufkamen.

In Wien miethete sie nun eine prächtige Wohnung in der Leopoldstraße, nahe dem Augarten, und möblirte sie mit großem Geschmack.

Nachdem alle geschäftlichen Angelegenheiten in Kéremkisz vollständig geregelt und abgeschlossen waren, kehrte Benedikt wie erlöst nach Wien zurück, um sich kurz darauf mit Alice trauen zu lassen. —

Diesmal murrte Grünblatt bedenklich, als ihm Benedikt Rechnung legte und machte diesem Vorwürfe über seine „Genialität“, die wieder viel Geld gekostet habe. Aber eine Gewinnstsumme war immerhin übrig geblieben von dem ungarischen Fischzuge. Davon lebte jetzt Benedikt mit seiner jungen Frau und suchte natürlich nebenher allerlei Geschäfte zu machen. Er horchte

in den Kaffeehäusern, und wo es einen Häuserkauf, ein Commissionsgeschäft, gleichviel welcher Art, gab, sprang er ein, wobei ihm seine Zerstreutheit zuweilen die verrücktesten Streiche spielte. —

Mit Alice lebte Benedikt anfangs glücklich und ohne Zwist. Eins nur ärgerte ihn: ihre zeitweiligen höhnischen Bemerkungen über gewisse seiner Eigenheiten. Benedikt's gütigem Herzen waren diese kleinen Bissigkeiten eine Pein. Noch nervöser machten ihn ihre giftigen Reden über andere Leute. Jeder, der in's Haus kam, kriegte eins ab mit dem Katzenpfötchen. Ja, wenn Beide über die Straße gingen und Benedikt's Herz voller Wohlwollen war, mußte er über alle möglichen Passanten abfällige Aeußerungen hören: Geputzte Frauen hatten Liebhaber, die für die Toilette sorgten, und der Herr Gemahl mit seinem bescheidenen Einkommen thue, als ob er nichts bemerke. Den faulen Fettwanst drüben sollte man nach Paris schicken, damit die Aerzte aus seinem Falstaffbauch Speckseiten herausschneiden u. s. f.

„Aber, Alice", sagte Benedikt oft mahnend, „die Leute haben uns doch nichts gethan!"

„Thu' ich ihnen denn etwas?" war die Antwort. „Hoffentlich gestattest Du Gedankenfreiheit!"

Einmal wurden derartige kleine Malicen Benedikt doch zu viel, und er sagte: „Aber so laß doch die Leute, Alice. Du verdirbst mir das Herz mit Deinem ewigen Bekritteln."

„Eh! Du denkst vermuthlich gerade so über die Leute wie ich, nur schweigst Du als Tartüffe."

„Tartüffe ist ein Heuchler“, sagte Benedikt erregt. „Ich bin kein Heuchler, davon bist Du doch wohl überzeugt.“

Alice gab keine Antwort und die Beiden gingen eine Weile stumm nebeneinander. Ihr Schweigen ärgerte Benedikt. Es arbeitete in ihm. Endlich, nach einer längeren Pause, sagte er bitter: „Ein solches Wort über die Lippen zu bringen, sollte man sich bedenken.“ — Statt zu erwidern, kniff Alice die Lippen ostentativ zusammen. — Nichts aber vermochte Benedikt mehr aufzubringen als ein stütziges Schweigen seiner Frau. Er sah darin eine Geringschätzung seiner Person, die ihm unerträglich. Er zog den Arm aus dem ihrigen, und beide gingen schweigend und vergallt nebeneinander.

Derartige Scenen häuften sich, jemehr Alice das Tragen der unbequemen falschen Maske nicht weiter für nöthig hielt. Sie fing jetzt auch an, gegen die Familie Broemel ihre Epigramme abzuschnellen. Jedes bekam seinen Spitznamen. Den alten Broemel nannte sie den „praktischen Fischstock“, die alte Frau „verkrachte Heldenmutter“ und so weiter. Gerade diese Bemerkungen aber erbitterten Benedikt auf's Tiefste.

„Ich fürchte, mein Herz wird schlecht, wenn ich das immer hören muß“, sagte er einmal zu seinem Vater. „Sie versetzt mir keinen tödtlichen Dolchstoß, aber tausend peinigende Nadelstiche.“ Als Benedikt endlich zur Ueberzeugung gekommen war, daß die intellektuelle Seite in Alice die dominirende sei, ihr Gemüth dagegen wenig tauge, bemächtigte sich seines

Herzens tiefe Trauer. Das Leben mit ihr fing an, ihm qualvoll zu werden, und es bildete sich daraus ein unnatürliches Verhältniß, ein kompromißlicher Ausgleich von Fall zu Fall. „O Qual, verstellen sich zu müssen", diese Worte fühlte er gar oft dem Shakespeare'schen Helden nach. Das gegenseitige Schweigen kam häufiger und dauerte immer länger, oft ganze Tage, ja halbe Wochen.

Alice wußte sehr wohl, daß Benedikt seinen Leuten nach wie vor Geld zustecke; aber, obgleich es sie wurmte, schwieg sie doch vorerst. Ihre Vergangenheit war derartig angefüllt, daß es ihr in gewissem Sinne sogar lieb war, auch von Benedikt etwas zu wissen, was sie für eine große Verkürzung ihrer eigenen Person hielt, für ein Unrecht, welches im entscheidenden Augenblicke als Gegenkarte gesetzt werden könnte.

Benedikt's Verdienst war ein wechselnder, bald viel, bald weniger; und als einmal Ebbe eintrat, so daß seine Frau es fühlen mußte, riß ihr die Geduld. Sie ging lebhaft im Zimmer auf und ab, nahm einen Cognac, trommelte lebhaft mit den Fingern an der Fensterscheibe und sagte perfid: „Mon Dieu! Ganz natürlich, wenn man eine ganze, erwerbslose Familie auf dem Hals hat!"

Benedikt schrak zusammen. Sie hatte ihn in's Herz getroffen. Aber wie gewöhnlich ohne Geistesgegenwart, wußte er auch jetzt nichts zu entgegnen. Nach einem peinlichen Augenblick sagte er mit ausgetrocknetem Gaumen: „Laß das Trommeln, bitte, Du weißt, wie mich das nervös macht!"

Ihre ganze Antwort war ein verächtliches „Pah!“ und Achselzucken, welches ihren Gedanken: Ein Mensch, der kein Geld hat, braucht auch keine Nerven zu haben! deutlich ausdrückte.

„Und dann, Alice — Du hast versprochen —“

„Keinen Cognac zu trinken“, fiel sie ihm aufgebracht in's Wort: „Nicht wahr — parbleu! Ein feiner Kniff! Statt Rede zu stehen, wo es sich um die Existenzfrage handelt, von meinem Trommeln und Cognac zu reden, den ich mir übrigens“, fuhr sie brutal fort, „für mein eigenes Geld kaufe.“

Benedikt sah seine Frau mit großen Augen an. Es war seiner zartbesaiteten Natur unfaßlich, wie ein Mensch gegenüber dem andern so ganz ohne Feingefühl auf sein Recht bestehen könne. Langsam faßte er sich und sprach mit leiser Stimme und stockend: „Du hast gewußt, daß ich meine Eltern und Geschwister unterstütze, und hast es gelobt. Du hast sogar —“ er hielt inne — „versprochen, selbst zu helfen“, wollte er hinzufügen; aber er unterdrückte es aus Zartheit, weil er meinte, seine Frau könnte darin eine Anspielung auf ihr Vermögen sehen, von dem er seit der Verheirathung noch nicht gesprochen hatte.

„Alles muß seine Grenzen haben“, sagte Alice brüsk. „Ich habe Dir bisher noch nichts gesagt. N'est-ce pas? Aber die Wirthschaft bei euch ist ja eine blödsinnige. Dein Vater fängt Fische, die Mutter schickt das Wenige, was sie vom Walther kriegt, dem unreifen Backfisch nach Schlesien; die Schwestern, c'est incroyablement stupide! alte Schachteln, warten auf Männer,

die nie kommen werden, statt Gouvernantenstellen anzunehmen, und —"

„Genug!" rief Benedikt aufflammend, daß Alice, die ihn noch nie so gesehen, zusammenfuhr. „Dir hat es bei mir noch an nichts gefehlt. Sag', wieviel Du brauchst, Du wirst es heut' Nachmittag haben." Damit ging er zur Thür; hier blieb er aber noch einmal stehen und sagte fest: „Alice, nie wieder sprich so von meinen Verwandten, hörst Du, nie! — Nein — schweig' jetzt. Adieus!"

Er verließ das Zimmer und gleich darauf das Haus. Ein tiefer Kummer hatte sich seiner bemächtigt. Er fühlte, daß er seine Frau nach dieser Scene, die ihm einen Blick in ihre Seele gewährt hatte, nie wieder werde lieben können wie früher. Er ging nachdenklich und kopfschüttelnd dahin. Ab und zu ballte er die Hand zur Faust zusammen, und einmal löste sich von seinen Lippen das Wort: Schlange! Aber langsam wurde es wieder freundlicher in seinem Innern. Ein gütiges und wehmüthiges Lächeln spielte um seinen Mund; er dachte an Emmy: „Was hat man dir, du armes Kind, gethan!" —

Fast unwillkürlich befand er sich auf dem Wege zu Grünblatt, mit dem er schon eine Zeit nicht mehr geschäftlich verkehrt hatte, weil er ihn nun selber für gefährlich hielt. Aber heute brauchte er Geld unter jeder Bedingung und suchte ihn auf. Grünblatt saß in dem mit Gobelins, kostbaren Teppichen, werthvollen Gemälden und Alterthümern geschmückten Salon seiner weiten Wohnräume an einem Bösendorfer Flügel. Das

Eintreten Benedikt's hielt ihn nicht ab, weiter zu spielen; er grüßte diesen durch ein Nicken des Kopfes und lud ihn zum Sitzen ein. Erst als er sein Stück beendet hatte, ließ er sich mit Benedikt in's Gespräch und sagte: „Ich hätte wohl wieder Beschäftigung für Sie, lieber Broemel, aber Sie sind mir zu genial."

„Genial?"

„Ja — das heißt, Sie machen zu viel Dummheiten. Oder — wie soll ich sagen, Sie sind zu selbstständig."

Während Grünblatt mit einer künstlich aufgesetzten Miene, die als großartig imponiren sollte, redete, glitt seine Rechte noch einige Male flüchtig über die Tasten, als wolle er dem Instrument eine ähnliche Zärtlichkeit widerfahren lassen, wie einer, der nach einem großen Ritte seinem braven Pferde anerkennend den Hals abklopft. —

„Das ist doch häufig ein Vorzug", meinte Benedikt. „Denken Sie nur, in Ungarn, dort hinten — was hätte ich dort wohl anfangen sollen, ohne Selbstständigkeit?"

„Ja, aber Ihr Riesenschuppen, beinah' so groß wie der Glaspalast in München — hat heillos viel Geld verschlungen und schließlich haben Sie ihn ja doch nur gebaut, um sich als — Architekt loszulassen. — Nein, nein, lieber Broemel, ich will Sie nicht kränken. Ich schätze Ihren unermüdlichen Fleiß, Ihre guten Ideen, Ihre Energie. — Ich hätte sogar im Augenblick eine Sache, die in Ihre Branche schlägt, und die wir zusammen machen könnten. Sie sind

versirt im Holzgeschäft. Es handelt sich um eine große Schwellenlieferung. Ich baue nämlich eine Verbindungsstrecke zwischen Eger und Sachsen." Grünblatt fuhr fort, Benedikt über seine Aufgabe zu informiren. „Die Bahnschwellen werden im bayerischen Walde erzeugt. Zu diesem Zwecke müßten Sie nach Passau, um die Sache in unmittelbarer Nähe leiten zu können." — Nach einer Pause, währenddem er seine Schmachtlocke mit der Linken kajolirte, fuhr er fort in seiner gewöhnlichen Sprechweise, nur etwas gedehnter: „Es handelt sich da auch um einen geschäftlichen Vortheil." — Während er das sagte, behielt er Benedikt schärfer im Auge. „Es steh'n mir gebrauchte Schwellen, meist noch in gutem Zustande zu Gebot, die ich en masse aufgekauft. Es handelt sich nun darum, daß ein Mann von Fach und Umsicht diese Waare, wo's nöthig, geschickt zusammenrichten und unter die neuen Schwellen zu bringen und abzuliefern weiß.... Verstehen Sie, Broemel?!" — Sein Auge ruhte einen Augenblick prüfend auf dem Gesichte Benedikt's, der ruhig zugehört hatte und erst bei der letzten Aeußerung lebhafter aufhorchte. Grünblatt fand es gut, die Sache für den Augenblick abzubrechen und sagte: „Das letzte Oelgemälde, das ich gekauft habe, dort — Sie haben es noch nicht gesehen, lieber Broemel. Es ist ausgezeichnet — von Blaas. 6000 habe ich bezahlt. Famose Technik, nicht wahr? — Apropos, Broemel, brauchen Sie Geld, Vorschuß? Sehr gerne." —

Benedikt mit seinem Feingefühl im Verkehr mit Menschen, machte sich — war's Gewohnheit? war es,

daß er nicht die Tragweite bedachte? — wenig Skrupel, wo es sich um geschäftliche Dinge handelte, die ein Besonnener zurückgewiesen hätte. Er war, wie es so vielen gutmüthigen, naiven Menschen zu gehen pflegt, nicht eben besonders charakterfest.

Er acceptirte nach längerer Berathung, nahm Vorschuß und ging. —

In geringer Entfernung von seiner Wohnung an einer Straßenbiegung stand Frau Broemel und wartete auf Benedikt. Sie wußte, daß ihr Sohn hier vorbei müsse, und lugte schon seit einer Stunde mit gierig forschenden Augen nach ihm aus, bald stillstehend, bald nervös auf- und abgehend. Benedikt, hastig schreitend, den Blick nachdenklich-zerstreut am Boden, bemerkte die Mutter erst, als sie ihn anrief. Er sah auf und war nicht wenig erstaunt über ihr Aussehen: das Gesicht bleich, die Lippen bis in's Bläuliche, das Auge unstet, die Haltung gebeugter als sonst; sogar der verschobene Hut und die schiefhängende Mantille verkündeten eine fieberhafte Hast, die nichts Gutes bedeuten konnte. Benedikt's erstes Wort war auch: „Was ist geschehen, Mutter?“

Frau Broemel umklammerte mit ihren welken, knöchernen Fingern zitternd die Hand des Sohnes und sagte mit einem Tone, der ebensoviel Mitgefühl als ängstliche Scheu ausdrückte: „Benedikt, guter — komm' da in den Augarten, da ist jetzt kein Mensch und man kann reden.“

„Nicht nach Hause?“ fragte Benedikt.

„Nein“, rief Frau Broemel hastig, „dorthin nicht.“

„Mutter, Du darfst nicht böse sein; aber es handelt sich wohl um eine Zahlung. Schau — hier —" dabei zog er seine Brieftasche. „Ich hab' grade Geld gekriegt von Grünblatt. Also sprich nur, es wird wohl nicht gar so arg sein."

„Nein, nein, kein Geld. — Komm', mein Kind, komm'", und sie zog ihn an der Hand dem großen öffentlichen Park zu. Benedikt war stumm und ängstlich geworden. Als sie sich endlich tief im Garten befanden, wo weit und breit kein Spaziergänger zu sehen war, sagte Benedikt: „Aber so rede doch, Mutter!"

Frau Broemel sah ihn schmerzlich an und fiel dann schluchzend an seine Brust. Benedikt wurde es noch ängstlicher zu Muthe: „Um Gotteswillen, Mutter! Ist wer gestorben?"

„Ach, mein Kind", sagte sie, die Thränen trocknend, „schlimmer, viel schlimmer! — Aber erfahren mußt Du's — mußt Du's. Benedikt, guter Benedikt, ertrag's wie ein Mann! Es kommt ja alles von Gott, alles von Gott!"

Benedikt wurde es nun unheimlich und eine Furcht sondersgleichen bemächtigte sich seiner.

„Ja, was? Was?" stotterte er hervor. — Plötzlich aber kam eine Ahnung über ihn, vor der er entsetzt zusammenzuckte, und er sagte entschieden: „Jetzt rede, Mutter!"

„Liebes Kind, schau — —"

„Nein, red', grad' aus."

„Nun also, Benedikt — wir haben uns alle in einer Person getäuscht —"

Benedikt horchte gierig.

„Wir haben zu wenig geprüft, zu wenig geforscht über —"

„Alice —?!" stieß Benedikt hervor.

„Nein, nein, Du darfst Dich nicht so schrecklich aufregen, darfst Dir's nicht so zu Herzen nehmen." Frau Broemel streichelte zärtlich die Hand ihres Sohnes.

„Red' nur, Mutter, red'. Was hast Du erfahren?"

„Ja, schau — diese Frau Kroppe aus Olmütz, die alte Person, weißt Du, die Lehrerin von der Charlott', die ist in Wien auf Besuch und war bei uns —"

„Nun — Nun? —"

„Ja, sie meinte eben auch, erfahren mußt Du's, früher oder später. Und früher, meint sie, ist's sogar besser als später —"

„Also, also —" drängte Benedikt nervös.

„Sie kennt Deine Frau flüchtig, aber die Freundin Deiner Frau in Olmütz sehr genau —"

„Und —?"

„Und meint auch, am Ende ist's besser, Du erfährst's von Deiner Mutter als von fremden Leuten."

Benedikt stöhnte jetzt nur ein ungeduldiges „Ah" hervor.

„Ja, ja, gleich! Und von der weiß sie, daß Deine Frau schon — aber sei ruhig, Benedikt — daß sie schon ein Kind gehabt als Ledige."

Benedikt wurde kreideweiß. Er entwand seine Hand gewaltsam seiner Mutter, die dieselbe fest umklammert hielt. Er schwieg und schaute mit irrem Blick in's Leere.

Frau Broemel begann wieder zu weinen und sagte unter Schluchzen: „Du nimmst Dir's nicht gar so sehr zu Herzen, gelt, Benedikt."

Dieser ließ eine Pause eintreten und fragte dann mit leiser, heiserklingender Stimme: „Kann ich Frau Kroppe sprechen?"

„Ja, sie möcht' gern mit Dir reden. Morgen um 8 Uhr früh ist sie bei uns. Willst Du kommen?"

„Nein — nicht zu Haus. Wenn ich sie bitten dürfte — hier, morgen früh um 9 im Augarten."

„Ganz sicher, mein Kind."

„Um neun Uhr die Fortsetzung", sagte er mit schmerzlich-bitterem Lächeln. „Geh' jetzt, Mutter. Ich dank' Dir für die Zartheit, mit der Du mir mein Unglück mitgetheilt hast."

„Benedikt!"

„Sei ruhig. — Bis morgen. — Gehen wir, Mutter."

Schweigend waren Beide am Thore des Gartens angekommen. Hier, vor dem Abschied, wollte Frau Broemel nochmals reden; aber Benedikt winkte ab und bedeutete durch eine Handbewegung, daß sie schweigen möge. —

Sie befand sich bereits auf der andern Seite der Straße, als ihr Benedikt noch zurief: „Sag' dem Vater, er soll sich fertig halten, es geht fort in's Bayerische. Grünblatt schickt uns."

XII.

Benedikt ging nach Hause, unschlüssig, ob er heute schon oder erst morgen, nach der Unterredung mit Frau Kroppe, sich mit seiner Frau auseinandersetzen solle. Als er ihrer ansichtig wurde, zuckte er zusammen, wie wenn wir ein Thier sehen, vor dem wir eine Idiosynkrasie besitzen. Sie hielt ein Buch in Händen und hatte auf Benedikt's Gesichtsausdruck im ersten Augenblick nicht geachtet. In ihrer frivolen Weise warf sie die Frage hin: „Nun, bringt Max gute Beute mit?" Benedikt nahm einige Banknoten aus der Brieftasche und schob sie ihr hin.

„Welche Manier!" rief Alice erzürnt. Gardez donc! — Nun? kann man nicht reden?"

Benedikt, vor Ingrimm bebend, sagte jetzt: „Geduld — man wird reden!"

Alice stutzte, sah vom Buch auf und erschrak, da sie Benedikt's blasses, verzerrtes Gesicht erblickte. Etwas ist vorgefallen, soviel sah sie auf den ersten Blick. Er weiß etwas! Aber wieviel? Da galt es, die Fühlhörner auszustrecken. Sie legte das Buch weg und

schloß, wie immer, wenn sie lauernd wurde, ihr schlechtes Auge, um mit dem andern schärfer zu visiren. „Du siehst angegriffen aus. Was hast Du?“ sagte sie so recht im Tone des Erbarmens. Aber gerade dieses zur Schau tragen einer forcirten Mitleidigkeit empörte Benedikt. Es kochte in ihm; nur mühsam hielt er an sich und sagte:

„Geschäfte — Grünblatt — frag' nicht.“

„Nein — Du hast etwas“, fuhr Alice forschend weiter, „ich seh Dir's an. Etwas gegen mich....“ Sie wartete einen Moment und sah und horchte währenddem mit der ganzen Anspannung ihrer Seele. „Nicht wahr, Benedikt?“ Sie näherte sich ihrem Gatten, um schmeichelnd mit der Hand über seine Stirne zu gleiten. Aber Benedikt zuckte bei der ersten, leisen Berührung mit ihren Fingerspitzen zusammen, wie von einem giftigen Insekt gestochen und stieß die Hand zurück mit den Worten: „Laß — laß — weg!“

O weh! dachte Alice mit bangem Gefühl. Er weiß viel — vielleicht Alles! Der gefürchtete Augenblick ist da! Aber — reflektirte sie schnell, einmal mußte er ja doch kommen! Also Fassung und Klugheit! — „Benedikt, wie behandelst Du mich?“ sagte sie mit einer Bitterkeit, die nur zur Hälfte erheuchelt war, „Du, der beste von allen Menschen, Du solltest nicht grausam sein. — Man hat Dir was von mir gesagt? Sag' mir, was, bijou: Was hat man Dir gesagt? Sprich Dich aus! Nur nicht schweigen. Das ist das Schlimmste, was Eheleute thun können.“

Benedikt lachte bitter in sich hinein.

„So sag' doch!" —

„Aber nichts — nichts. Elend hast Du mich gemacht. Sonst nichts."

„Wer hat Dir etwas gesagt? Sprich Dich aus, offen. Sag' mir Alles, und ich will Dir nichts verhehlen." — Auf diese Art hoffte die Listige nicht allein sein ganzes Wissen, sondern auch die Quelle zu erforschen.

Benedikt war nicht der Mann, mit einer Sache, die ihn so schwer bedrückte, lang zurückzuhalten. Er platzte heraus: „Du hast ein Kind gehabt — vor uns'rer Hochzeit, Du Heuchlerin, und hast mir nichts gesagt und der Mutter auch nicht, Du — Du „reines Herz!" Mit schmerzlichem Haß biß er die Zähne zusammen.

Alice hatte es einen Stich gegeben. Ihr Gesicht nahm den Ausdruck der Demuth und Reue an und mit dem Blick und Ton einer Büßerin fragte sie leise: „Wer war es, der Dir....?"

Benedikt besann sich einen Augenblick und antwortete: „Du kennst den Herrn nicht — er ist wieder abgereist." —

„Hat er recht Böses von mir gesagt?"

„Nichts, als die Thatsache — die schwere Thatsache." —

Alice wußte nun, daß Benedikt nichts mehr aus ihrem Vorleben erfahren hatte als von dem Kind. — Sie bot nun alle Mittel und Mittelchen auf, ihn zu rühren. Sie schilderte ihre unglückliche Jugend, wie sie als unerfahrene Waise in die Welt kam; die List,

die ihr Verführer angewendet; die Verzweiflung, als sie sich Mutter fühlte, wie sie nah daran war, sich das Leben zu nehmen. — „Glaub' mir, die Schande, die Schmerzen, die eine Verführte durchzumachen hat, sind reiche Sühne für ihren Fehltritt!"

Dann sprach sie mit holdem Lächeln von dem Knaben selbst: wie reizend und intelligent er sei, wie er ihm, dem guten Benedikt, selbst gefallen würde, der mit seinem guten Herzen für das arme Kind sicherlich tausendmal mehr Liebe empfinden würde als sein leichtfertiger Vater.

Wieder redete sie sich derartig in das Lügengewebe hinein, daß sie ganz davon ergriffen wurde und unter Weinen und Schluchzen das tiefste Mitleid mit sich selbst empfand. Es gelang ihr auch, Benedikt zu rühren; aber ihn völlig zu beruhigen, war ihr nicht möglich. Anerzogene spießbürgerliche Auffassung solch' heikler Verhältnisse, über die sich die besten und reinsten Männer mit Größe hinwegsetzen, wurzelte so tief in ihm, daß er's nicht auszujäten im Stande war. — Und dann, dann. — Warum hatte sie nicht früher gesprochen! — Er verbrachte eine qualvolle Nacht. Sein ganzes Leben, das vergangene und gegenwärtige, schwebte schattenhaft an ihm vorbei wie die wilde Jagd. Benedikt warf sich auf dem Lager in Verzweiflung von einer Seite auf die andere. Ein namenloser Jammer kam über ihn, wenn er an Emmy dachte und die Familie Nothas. Vor Gram und Schmerz und ohnmächtiger Wuth biß er in sein Kopfkissen, um nicht laut aufzustöhnen, und benetzte es mit Thränen.

Er schlief fast gar nicht. Erst als es zu grauen anfing, siegte die Natur, und er fiel in einen ungesunden, fieberhaften Halbschlaf. Schon um fünf Uhr stand er leise auf, um von Alice nicht gehört zu werden, machte rasch Toilette und eilte in den Augarten.

Draußen war ihm wohler. Es war ein fröstelnder Märzmorgen; ihn schüttelte und schauerte es; er lief schnell und schneller, um sich zu erwärmen. Es war abscheulich, wie er aussah: das Gesicht blaß und fahl, nüchtern und übernächtig, die Augen roth umrändert, die Nase gleichfalls geröthet von der scharfen Morgenfrische. — Sowie das Kaffeehaus der Anlagen geöffnet wurde, trat er ein, setzte sich an den Ofen und trank ohne Gebäck ein Glas Kaffee. Die heiße Flüssigkeit durchströmte ihn wohlthätig erwärmend. Aber lange duldete es ihn nicht auf einem Platze. Er lief wieder nervös im Garten auf und ab, trat dann abermals in's Café und trank einen Cognac. Je näher die verabredete neunte Stunde heranrückte, desto mehr steigerte sich Benedikt's fiebernde Ungeduld. Wohl an die zwanzig Mal rannte er an's Thor, nach den Frauen ausschauend, und zog unzählige Mal die Uhr. Endlich sah er aus der Ferne die Erwarteten ihm entgegenkommen: seine alte Mutter, gebeugt und auf ihren Schirm sich stützend, und die greise Lehrerin seiner Schwester, immer noch mit ihrem Bäuchlein behaftet, das von ferne aussah, als ob sie sich's selbst mit den Händen vor sich her trüge. Beide Frauen machten Leichenbittergesichter, und Frau Broemel war tiefbekümmert. Ihr blutete das Herz um ihren Sohn.

Denn diese Frau, wie sie auch sonst sein mochte, besaß doch ein Herz wie selten eine Mutter. Und dann war die Familie beleidigt! Auch machte sie sich heimliche Vorwürfe über ihre optimistischen Berichte nach Kéremkisz.

Benedikt, nachdem er die Frauen begrüßt hatte, bat seine Mutter eindringlichst, sich zu entfernen. Nach langem Zureden fügte sie sich und wollte Frau Kroppe am Thore erwarten.

Frau Kroppe machte ein erbärmliches Armsündergesicht und begann Entschuldigungen zu stammeln: es bräche ihr das Herz, aber sie halte es für ihre Pflicht, als alte Freundin des Hauses — und so weiter. Benedikt sagte, daß sie recht und brav handle, und daß er ihr dankbar sei. Er lud sie ein, auf einer entlegenen Bank Platz zu nehmen; er selbst aber blieb an ihrer Seite stehen. Frau Kroppe erzählte nun, daß sie vor längerer Zeit eine Fremde in das möblirte Zimmer, welches sie seit Jahren vermiethe, aufgenommen habe, in dem guten Glauben, dieselbe sei solid und ordentlich. Jene Person nun kenne Benedikt's Frau von Paris her und habe ihr Alles erzählt. —

„Ah —", rief Benedikt, „sicher ist das die Freundin, welche meine Frau damals, als ich sie im Coupé kennen lernte, in Olmütz besuchen wollte! — Erzählen Sie, erzählen Sie!"

Frau Kroppe sprach zuerst von dem Kinde, das noch lebe. Von dem Vater dieses Kindes komme das Vermögen, welches Frau Alice besitze. Bei dieser Entdeckung erhielt Benedikt's Gesicht den Ausdruck eines Todten-

kopfes. Frau Kroppe aber war in's Fahrwasser gerathen, schwatzte munter weiter, zirpte und piepste Enthüllungen, die Benedikt beinahe die Besinnung nahmen. Er hielt sich an der Bank fest und seine Knie schlotterten. Der Mund der kleinen Dame, die einem kartesianischen Teufelchen nicht unähnlich war, ging flink wie der Steiß einer Ente. Sie erzählte unter vielem Geraunze Alles, was sie wußte, und gab lieber noch etwas drein, nämlich, daß Alice kurze Zeit in Dresden auch auf dem Markt der Galanterie bemerkt wurde. — Benedikt hätte bei gewissen Aeußerungen am liebsten aufschreien mögen wie ein Thier, bezwang sich aber gewaltsam und stöhnte nur vor sich hin. Er dankte der Unglücksbotin in abgerissenen Worten und bat, sie für jetzt verlassen zu dürfen. Frau Kroppe entfernte sich unter vielen Entschuldigungen und nahm draußen Frau Broemel mit sich, worum Benedikt sie dringend gebeten.

Er rannte tiefer hinein in den Park, wo es ganz menschenleer war. Körper und Seele befanden sich im Zustande höchster Erregung. Er griff häufig an den Kopf, wo wirklich so etwas wie Wahnsinn vorging. Eine unnatürliche Wuth kam über ihn. Er blieb stehen und imaginirte sich unter Gesten den Augenblick, da er seine Frau züchtigen werde. — Er ballte die Fäuste und zischte durch die Zähne: „Bestie! — Bestie!“ Es war ein pathologischer Augenblick! Dann rannte er wieder weiter, blieb abermals stehen und rief ganz laut: „Auseinander!“ — „Ja — auseinander“ — keuchte er nach einer kurzen Pause, „Trennung — auseinander, so wahr hier dieser Stock

auseinander soll!“ Damit packte er seinen Spazierstock an beiden Enden, um ihn über's Knie zu brechen. Aber das Rohr war stark und hielt Stand. Benedikt, ganz Zorn, schlug es nun unter dem fortwährenden Refrain: „Auseinander — Auseinander“ so wuchtig gegen einen Baumstamm, daß es endlich zersplitterte. Jetzt meinte er sich erleichterter und freier zu fühlen. „Und gleich“, rief er, „gleich nach Haus! — Ich muß fertig werden mit ihr — gleich!“ Damit wandte er sich und hastete seiner Wohnung zu.

Die Thür von Alicens Schlafzimmer stand offen. Sie war soeben mit ihrer Toilette fertig geworden und blickte in den Spiegel, ob nicht da oder dort kleine Correcturen erforderlich wären. Im Augenblicke, da Benedikt in's Zimmer trat, sagte sie, ohne aufzuschauen, mit dem mildesten Ton ihres Registers: „Du bist so früh aufgestanden, Benedikt, mein Guter, ohne Frühstück weggegangen. — Willst Du nicht jetzt?“ —

Plötzlich, mitten im Satz, hielt sie inne; sein verzerrtes Gesicht hatte sie verstummen gemacht.

„Wir haben miteinander zu sprechen“, rief Benedikt und warf die Thüre zu.

Alice, der schon das frühe Weggehen ihres Mannes aufgefallen war, wußte nun, daß er noch mehr erfahren. Erblassend erhob sie sich von ihrem Sitz langsam und wie gespenstig und stellte sich gleichsam in Kampfbereitschaft. Benedikt, nachdem er einmal auf und abgelaufen war im Zimmer, blieb stehen, um loszubrechen. Aber merkwürdig, in dem Moment,

da er den Blick voll Wildheit und Rachedurst auf sie heftete, durchbebte es ihn schmerzlich. Ein Gefühl, das er gerade jetzt am wenigsten für möglich gehalten hätte, überkam ihn: das des Jammers und der Rührung über sich und dieses Weib. Sie, die so schön ist, die er geliebt hat, die sein war, wird er jetzt strafen müssen, schlagen, vielleicht erschlagen. Es war nur ein Moment, das letzte lebhafte Aufflackern einer Flamme, die gewaltsam zertreten wird. Der glühendste Haß, die rasendste Wuth kehrten schnell zurück. Er stellte sich knapp vor sie hin, die Beine auseinandergekrätscht, als wolle er dadurch sicherer Posto fassen, die Finger zu Krallen gebogen. Dann zischte er ihr in die Zähne: „Paris — Marquis Mercier — Coleurbruder — abgeschmiert mit 70000 — Engelmacherei — Dresden — Straßenwaare —"

Alice stieß bei dem letzten Wort einen unartikulirten, wilden Schrei aus, als hätte sie einen Geißelhieb erhalten.

„Pah — schrei' nicht", schnaubte Benedikt sie an mit gedämpfter Stimme, „die Dienstboten! Wir kommen auch in Ruhe miteinander in's Reine, Dirne!"

Jetzt ging mit seiner Frau eine Veränderung vor, die selbst Benedikt in seinem fanatischen Zorn einen Augenblick stutzen machte. Als sie sah, daß alle Verstellung nutzlos geworden, warf sie wie durch einen einzigen innern Ruck und wie mit bestialischer Wollust ihre Maske ab. Ihr Inneres kehrte sich nach außen, und ihr Gesicht war mit eins das eines gereizten Affen; der Kopf wurde zurückgeworfen und das Kinn trat spitz

und thierisch hervor; die Lippen halb geöffnet und so drall über die Zähne gepreßt, daß diese fletschend hervortraten, und die Wangen darüber sich wie Knäule zusammenballten; von den Augen sah nur ein schmaler Streifen aus den engzusammengekniffenen Lidern schamlos hervor. Sie stand da, wie zum Angriffssprunge bereit. „Was also willst Du?“ stieß sie drohend hervor.

„Dich strafen, Du — Sünde!“

„Du — mich? — haha“, lachte heiser die Wüthende.

„Dich, dich — häßliche Furie, die jetzt ihr wahres Gesicht zeigt.“

„Und warum? — Warum? — Weil Du ein Strohkopf bist!“

„Satan!“ brauste Benedikt auf. Schweig' — sonst schlag' ich Dich nieder auf der Stelle!“

„Mich? — haha!“ —

„Dich — Dich! Und dann auf die Straße mit Dir, wo Du hingehörst!“

Alice gerieth jetzt in eine Erregung, die einem Nervenanfall gleichkam. Sie stampfte mit beiden Füßen auf den Boden, hämmerte mit den geballten Fäusten auf den Tisch und pfiff durch die Zähne.

Benedikt, verblüfft über diesen rasenden Zustand, sagte nach einer Minute: „Bist Du denn wahnsinnig geworden, Furie? Dann in's Irrenhaus mit Dir!“ —

Alice befand sich in einem Affekte, der nicht so leicht zur Ruhe gebracht wird. Sie ergriff ein auf dem Tisch liegendes Buch, riß ihm den Einband ab und setzte dann

das Vernichtungswerk an demselben mit den Händen und Zähnen fort. Plötzlich, mit einem wilden Schrei, sprang die Tobende auf ihren Mann los, und eh' er sich's versah, hatte sie ihn mit beiden Händen an der Kehle. Ohne ein Wort zu sprechen, würgte sie mit allen ihren Kräften. Benedikt vergingen für Augenblicke die Sinne, er faßte sich aber, riß mit beiden Händen die Megäre vom Hals, hielt sie, Athem schöpfend, mit Eisenkraft fest und schleuderte sie darauf unter dem Ausruf: „Canaille — willst Du mich denn morden?" so vehement in den Lehnstuhl, daß er krachte und die Hingeschleuderte wie zerbrochen darinnen lag. Da sie sich demungeachtet wieder erheben wollte, sprang Benedikt rasch hinzu, faßte sie wieder an beiden Armen und, sie dergestalt festhaltend, sagte er: „So, jetzt laß uns unterhandeln!"

„Büttel!" keuchte Alice, „laß los!"

„Nein! — Also wir gehen natürlich auseinander."

„Mit Wonne — Du Langeweile! Aber laß los!"

„Nein! — Du siehst mich nie wieder!"

„Bravo! — Wenn Du nur Geld schickst!"

„Wie?" —

„Natürlich! Wovon soll ich leben! Comme il est bête celui — là."

„Zwar — könnte ich sagen — Du hast ja Dein altes Metier." —

„Wer hat Dir etwas gesagt?"

„Gleichviel! Geld also will ich schicken — gut."

„Das Einzige, wozu Du taugst."

„Und schnell gesetzliche Scheidung!"

„Nein?“ —

„Was — nein?“ —

„Ich denk' nicht an Scheidung!“

„Was?“ schrie Benedikt.

„Nein! Jamais. Laß los!“

„Nicht scheiden? Nicht scheiden?“ knirschte Benedikt. „Nach Deinem Vorleben? — Geschöpf!“

„Du wirst schon überwinden.“

„Lieber lebendig begraben sein!“

„Warum hast Du Dich nicht erkundigt?!“

„Weib — Weib, reiz' mich nicht!“ Sonst weiß ich nicht, was geschieht.“ —

„Laß los!“

„Meine Ehre — meine Ehre! Weib!“ —

„Pah! Darüber haben sich Fürsten hinweggesetzt und Männer von Geist? Und was bist Du? Ein Agent. Ein Faiseur und ein Dummkopf!“

„Dirne — das Gesetz!“

Sie lachte auf: „Das Gesetz wird Dir sagen, was jeder Mensch von Vernunft sagen muß: Warum haben Sie sich nicht erkundigt? — Ich kenne zwanzig solcher Fälle; Du zahlst die Kosten, und wir bleiben hübsch beisammen.“

„Aber ich will von Dir los!“

„Laß die Hände frei! — Es gibt ein Mittel.“

„Nein — sprich so!“

„Zahle!“

„Wie?“

„Zahl' 40000 Gulden und dann laß ich mich scheiden.“

„Wie kann ich ...?“

„Dann geben wir gegenseitige Abneigung an, und Du bist schnell derselbe ledige Tropf wie früher.“

„Du weißt doch, ich habe nicht ....“

„Dann stiehl's!“

„Weib —!“

„Rien plus facile que ça. Mach' falsche Wechsel.“

Ein wilder Schrei entrang sich der Brust Benedikt's.

„Oder Walther — soll herausrücken. Ich gedenk' ihm ohnehin einen Besuch abzustatten.“ —

Mit einem Ausruf des Ekels schleuderte Benedikt endlich die Hände, die er so lange festgehalten, von sich und sagte: „Bevor ich das thue — Abscheuliche, Du weißt, daß ich das nie thun werde!“

Alice, mit ihren Fingern die Handgelenke befühlend, die sie schmerzten, war wieder ruhig geworden und sagte kalt und höhnisch: „Dann bleibst Du eben mein Herr und Gemahl!“

„O nein, ich werde Dir zeigen, daß das Gesetz — Ich gehe noch heut' zum Advokaten. Mich siehst Du nie wieder — nie! — Du ....“

Er biß die Zähne krampfhaft zusammen, griff nach dem Hut und verließ das Haus. —

Wie gut Alice Bescheid wußte, das sollte Benedikt noch am selben Tage zu seinem Leidwesen erfahren. Drei Advokaten, bei denen er Rath suchte, gaben dieselbe Antwort: Scheidungsprozesse, die das Vorleben als Grund angeben, sind aussichtslos. — So wie eine harte Kälte sich plötzlich bricht, so trat nach den vielen Stunden der Erregung und des Zorns am Abend bei

Benedikt eine Erschlaffung ein. Er ließ müde den Kopf sinken, griff sich wiederholt an's Herz, wie nach einer Wunde und wurde still und apathisch. Sein Vater, der den ganzen Tag nicht mehr von Benedikt's Seite gewichen war, verzehrte sich in stummem Gram um seinen leidenden Liebling.

„Vielleicht in Deutschland draußen, Vater, wo es andere Gesetze gibt“ — sagte Benedikt. Der Alte nickte Zustimmung. Benedikt gab ihm die Schlüssel, damit er alle in der verlassenen Wohnung zurückgebliebenen wichtigen Papiere an sich nehme, und schon Tags darauf befanden sich Beide auf der Reise nach Passau. Benedikt blieb einsilbig und verdüstert. Nur ab und zu entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust zur Bekümmerniß seines alten Vaters. Kurz vor Passau aber begann er wieder lebhafter zu werden, und gleich nach der Ankunft in der altberühmten Kirchenstadt, wo die Dreifaltigkeit auch in dem Zusammenfluß der Donau, des Inn und der Ilz eine poetische Versinnbildlichung findet — eilte er von einem Rechtsanwalt zum andern. Aber auch hier bekam er denselben negativen Bescheid wie in Wien. Da wurde Benedikt noch stiller und trauriger. Die geschäftlichen Angelegenheiten hier und im Walde besorgte er entweder hastig-nervös oder mechanisch-abgespannt. Der Alte sah mit herbem Schmerz den Sohn blaß und bläßer werden. Eines Tages sagte er: „Du, Benedikt, ich möchte einen Ausflug machen für den Tag. Das Wetter ist so schön — weißt Du, nach Oberhofen, um dort in der Donau zu fischen. Am Abend bin ich

wieder zurück." Früh Morgens belud er sich auch wirklich mit Fischgeräthen, aber nur zum Schein; er hatte nämlich nach vielen Jahren einmal einen selbstständigen Entschluß gefaßt. Ja, der gute Alte war auf dem Weg, eine Intrigue auszuführen. Er hatte sich erkundigt und erfahren, daß man in einem Tage nach München und zurück kommen könne, und beschloß, diese Reise im Geheimen auszuführen, um Walther, der noch nichts von den Ereignissen in Wien ahnte, die Situation und die Gemüthsverfassung Benedikt's zu schildern. — Walther, den die Mittheilungen des Alten tief erschütterten, versprach, übermorgen in Passau zu sein.

Es war die höchste Zeit, nach einem Seelenarzt zu rufen; denn schon als der alte Broemel Abends zurückkehrte, fand er Benedikt in einem Zustand, bei dem man nicht wußte, wo das seelische Leiden aufhöre und das körperliche beginne. Das verschlimmerte sich Tags darauf in bedenklicher Weise, und der Alte erwartete Walther so wie einen, der sichere Rettung bringt. Walther traf ein, wie er versprochen. Er erschrak über das Aussehen Benedikt's, der lange in schmerzlicher Bewegung an seiner Brust lag. Walther horchte aufmerksam mit ernstem Gesicht, fast ohne Einwurf auf Alles, was Benedikt sagte; aber seinen Zügen vermochte man innern Kampf und trübes Sinnen abzulesen. Einmal erhob sich der kleine Mann von seinem Stuhle und sagte: „Geholfen muß werden, das ist klar; aber wie? — Vermögen habe ich kein's und meine Sammlungen —"

„Was fällt Dir ein, Walther! — Lieber erschieß ich mich!“

„Du bist verrückt!“ rief der alte Broemel erschrocken.

„Halt, Benedikt“, protestirte Walther, „um Dich handelt es sich dabei allerdings in erster Linie, aber nicht ausschließlich. — Auch ich danke für eine solche Verschwägerung. — Heraus den quälenden Splitter und wenn's auch Opfer kostet!“

„Es thut mir weh', Walther —“

„Pah — das ist passirt, wie ein Unglück passirt. Aber wie helfen?! — Nach Euren Schilderungen fürchte ich, daß die Person gerade nach München kommen wird, um durch Scandal —“

„Leider“ — seufzte Benedikt, „damit hat sie sogar gedroht.“ — Es trat eine tiefe Pause ein. Walther sah aus wie einer, in dessen Kopfe eine keimende Idee zum Entschlusse reift und Form und Gestalt annimmt. Plötzlich fuhr er auf und murmelte: „So geht's vielleicht.“ —

„Wie, was?“ fragten die beiden andern.

„Nichts — nichts“, lehnte Walther ab. Er sprach darauf eine Weile von gleichgültigen Dingen und ging dann unter dem Vorwande, sich im Hotel einzulogiren. Draußen schlug er den kürzesten Weg zum Telegraphenamt ein. Als er nach wenigen Minuten wieder heraustrat, war sein Haupt geneigt und seine Miene sehr bekümmert. — Tags darauf um die Mittagszeit klopfte es an Walther's Thür im Hotel und Herr Stubel tritt in's Zimmer. Er hatte einen weißgrauen Cylinder, den er mit Ostentation präsentirte und balancirte,

Gamaschen von gleicher Farbe und trug sich überhaupt seit seiner New Yorker Reise prononcirt amerikanisch.

„Sie haben befohlen — da bin ich“, sagte er im Eintreten mit einer elastisch-weltmännisch sein wollenden Bewegung.

„Sehr liebenswürdig.“

„Bitte, bitte“, sagte Stubel mit dem verschmitztesten Lächeln, das ihm eigen war, „wenn die Kunst ruft, flieg' ich. — Gestern krieg' ich Ihre Depesche, heute bin ich da. — Aber warum hier her, in das schauderhafte Nest?“ —

„Die Sache ist eilig und da ich erst nach einem längern Ausflug nach München zurückkehre — Herr Stubel, Sie haben mir so oft eine größere Summe im vorhinein angeboten, wenn ich mich verpflichte, dafür Bilder zu liefern.“

„Also haben Sie sich dazu entschlossen? — All right.“

„Ich brauche jetzt sehr viel Geld.“

„Ah — kaufen Sie wieder Ausgrabungen — oder am Ende“ — hier lächelte er mit unsagbarer Schlau-Dummheit, „eine Braut? Ehestand?“

Walther strich sich nervös sein Schnurrbärtchen und machte eine verdrießlich-ablehnende Bewegung.

„Ja freilich — das geht mich nichts an. All right. — Also wieviel brauchen Sie, Herr von Broemel?“

„40000 Gulden.“ —

„Jessus Marie und Joseph — das ist ja eine Million!“ rief Strubel, vom Sessel aufspringend.

Walther schwieg.

„Gulden — Gulden...? fuhr Stubel fort. „Irren Sie sich nicht am End? Vielleicht meinen Sie Mark — Herr von Broemel.“ —

„Gulden.“

„Ja, da muß man nachdenken“, sagte der Händler, sich wieder setzend. „Ja, mein Gott, wozu brauchen Sie denn — Ja so, das geht mich nichts an. — Gulden — Gulden!“

„Sie haben mir doch immer gesagt: welche Summe es auch sei.“ —

„Ja, ja — aber 40000 Gulden!“ —

„Nun?“ —

„Ja, so 'was muß überlegt sein, Herr von Broemel. Das ist ein Vermögen!“

„Da haben wir's! Da reden die Herren groß, und wenn's dazu kommt —“

„Ja, nur Geduld, Herr von Broemel! Das ist keine Kleinigkeit. Da brauch' ich eben Bedenkzeit.“

Walther erblaßte leicht: „Sie machen Ausflüchte?!“

„Gott behüt'! Das heißt — man kann sich nicht im Augenblick — Ich müßt' eben erst mit meinem Associé in München — eigentlich mehr Banquier —“

„Nur nichts hinausschieben! Das macht mich nervös. Gleich oder gar nicht. Sonst wende ich mich nach Berlin.“ —

„Jesses, Jesses! Fangen's mir nur nicht mit den Berlinern an. — Nur nicht so aufgeregt, Herr Professor, bei geschäftlichen Sachen! Nur Geduld — lassen Sie mir nur einen Augenblick.“ — Nachdem er einige Minuten nachgedacht, sagte er: „Also all right. Ich

telegraphire ausführlich nach München. Bis Abend haben wir Antwort. Inzwischen setz' ich den Vertrag auf — denn das ist das wichtigste, wissen Sie, bei einer so enormen Gefälligkeit. — Sagen Sie, Herr Professor, auf einmal brauchen Sie diese horrende Summe oder vielleicht in zwei — drei Raten?" — —

„Nein, mein Bester. Wenn ich mich schon dem Teufel verschreibe, dann will ich das rothe Gold auch schon in einem Haufen auf dem Tisch sehen."

„Jesses — Gold wär' mir ja lieber als diese 40000 Gulden in Papier — aber, all right, bis heute zum Souper." — Hier empfahl er sich und ging, einen Contract aufzusetzen, gefährlicher als ein Fuchseisen. Walther Broemel mußte sich verpflichten, der Kunsthandlung bis zu einem bestimmten Termin eine größere Anzahl von Oelbildern zu liefern, mindestens zwei im Vierteljahr. Bei zwei Drittheil der Gemälde, die allesammt mit „reellen, dauerhaften Farben" gemalt und „sauber ausgeführt" sein mußten, behielt sich die Handlung das Recht, das Format zu bestimmen. Gegen jedes abgelieferte Bild, wovon keines den Preis von 5000 Mark übersteigen durfte, war Stubel berechtigt, zu protestiren, wenn er es nicht für verkäuflich hielt; und bei einem Drittel der „Waare" stand die Angabe des Sujets dem Händler zu.

Walther hatte von Stubel nichts Besseres erwartet. Bei Durchsicht des Piratenbriefes lächelte er wehmüthig und seufzte. Aber Stubel, welcher inzwischen allerlei verbindliche Schlangenwindungen ausgeführt hatte, bemerkte: „Denken Sie nur, was wir riskiren.

Und dann — Sie werden mich ja kennen. Das sind ja nur formelle Redensarten in dem Contract." —

Walther unterzeichnete.

„Apropos, Herr Professor, haben Sie Fertiges im Atelier?"

„Ich glaube, Sie werden etwas finden. — Und das Geld?" —

„In acht Tagen."

„Gut." —

„All right." Hiermit verabschiedete sich Stubel. —

Walther ging langsam die Treppe herunter. Draußen vor dem Thor stand er eine Weile mit gesenktem Haupt, wie plötzlich gealtert. Er, der Freieste der Freien, hatte sich verkauft, sein Bestes, seine Kunst verpachtet auf viele Jahre. — Aber er erinnerte sich an Benedikt und ein Sonnenstrahl fiel in sein verdüstertes Gemüth: er ist gerettet!

Als Walther seinem Bruder die Mittheilung machte, daß ihm die Abfindungssumme für Alice zur Verfügung stehe, sank ihm Benedikt in namenloser Rührung an die Brust und umklammerte seinen Kopf mit den Händen lang und leidenschaftlich. In seinem Herzen aber schwur er sich in diesem Augenblick: das Geld zurückbezahlen — um jeden Preis." —

Walther bemühte sich, möglichst unverändert zu erscheinen, um dem Bruder nicht zu zeigen, welch' Opfer er gebracht. Da ihm das auf die Dauer aber nicht leicht wurde, so zog er es vor, schon am Nachmittage nach herzlicher Verabschiedung von Vater und Bruder mit dem Donaudampfer in's Oesterreichische hinein abzureisen. —

Alice, die inzwischen nach Deutschland übergesiedelt war, betrieb nun die Scheidung ebenso energisch wie früher die Verheirathung, so daß dieselbe schon nach einigen Monaten gesetzlich ausgesprochen wurde. —

Benedikt war in allen Herzensangelegenheiten ein Radikaler. Er liebte Alice nicht mehr — weggewischt wie mit einem Schwamm war seit jenem fürchterlichen Tage die ohnehin forcirte Liebe dieses kindlichen Menschen zu dem dämonischen Weibe. Er athmete erlöst; befreit von einer Schande, die in's Irrenhaus oder zum Selbstmorde geführt hätte ... Und doch, doch — voll und gesättigt war das Glück nicht; dazu fehlte noch etwas; da war noch ein kleiner Bodensatz zurückgeblieben, eine Bitterniß, die nicht wegzubringen war: Walther's Opfer!

Unglücklicherweise erfuhr Benedikt von Münchener Malern, die Passau berührten, um im bayerischen Walde Studien zu machen, in welch' brutaler Weise Stubel seinen Contract ausnütze, wie er den großen Künstler zu „Kitscharbeiten" verleite und förmlich Erpressungen an ihm ausübe. — Benedikt war außer sich; das konnte sein Herz nicht dulden. Verdienen, verdienen um jeden Preis! sollte jetzt die Losung sein. „Gleichviel wie — aber verdienen! Im Großen arbeiten! Nach Amerika! Alles angreifen, was Geld macht. Ich muß den befreien, der mich befreite! — Ja, Amerika!" — Hastig schritt er auf und ab am Donauufer. „Hm — der Vater, so lieb ich ihn habe, wird mir mit der Zeit ein Bleigewicht; er ist zu kleinlich, zu — praktisch. Ja ja — er soll sich überhaupt nicht mehr plagen; er

soll nach Wien zur Familie. Gut! Ich will allein sein, ungehemmt! — Die Geschäfte hier sind so gut wie zu Ende. — Er soll nach Wien — abgemacht!“ —

Als Benedikt andern Tags dem Vater seine Entschlüsse mittheilte, wurde der alte Herr sehr traurig. Er fühlte, daß er gleichsam seinen Abschied bekommen und sagte bitter gekränkt: „Vater a. D.!“ — Trotz aller Beschwichtigungen wollte er nicht mehr froh werden. Und als ihn zwei Tage später Benedikt zur Bahn begleitete, wogte es derartig in seinem Innern, daß es ihm die Rede verschlug. Er nickte stumm bejahend zu allen Aufträgen, die ihm Benedikt nach Wien und an Grünblatt mitgab. Langsam feuchteten sich seine Augen, und als er im Coupé saß, streckte er die welke Hand, auf der sich die dicken, blauen Adern wie ein Strom mit Zu- und Nebenflüssen ausnahmen, heraus, um die des geliebten Aeltesten mit unsagbarer Innigkeit zu drücken; dann legte er sie ihm auf's Haupt, wie um ihm die Haare aus der Stirn zu streichen — im stillen Segen. —

XIII.

Einige Tage nach des Alten Abreise hatte Benedikt alle Geschäfte in Passau geregelt. Nur in dem nahen Eggenfelden hatte er noch mit dem reichen Bäcker Finkernagel etwas in's Reine zu bringen.

Benedikt traf unter Mittags in dem Landstädtchen an der Rott ein und fand es festlich geschmückt. Ein Triumphbogen mit bunten Tarlatanmaschen und Flittergoldverzierungen, an den Fenstern blauweiße Papiercocarden, auf allen Kirchen und staatlichen Gebäuden Fahnen gehißt. Im Ganzen erschien Eggenfelden so herausgeputzt wie eine Magd, die ihren Sonntagsausgang hat. Der Bischof von Regensburg befand sich im Städtchen, um zu firmen. Auf dem Platze und in den Seitengäßchen wimmelten die weißgekleideten Jüngferchen mit strahlenden Firmlingsgesichtern und eitlen Kränzchen auf den blonden Zöpfchen; dazwischen die schwarzen Röcke und Kutten der geistlichen Herren, die aus der ganzen Umgegend herbeigeeilt waren, um ihrem kirchlichen Oberhaupt zu huldigen. Vor den Gasthöfen ausgespannte Bauerngefährte und Chaisen, welche die Geistlichkeit und Honoratioren herbeigeführt.

Herr Finkernagel war augenblicklich sehr in An=

spruch genommen und verabredete sich mit seinem Geschäftsfreunde für zwei Uhr Nachmittags im „Adler“.

Benedikt durchschlenderte inzwischen kreuz und quer das anmuthig gelegene Städtchen. Unweit der Pfarrkirche waren Buden aufgeschlagen, wie auf einem Jahrmarkt für kirchliche Industrie. Ein Marktschreier bot billige Gebetbücher zum Verkauf aus. Er hatte seine heilige Waare auf zwei Holzkisten, bedeckt mit schreiend rothem Stoffe, ausgebreitet und pries sie den Umstehenden mit heiser versoffener Stimme an. Die Bücher waren, um den Ausdruck des Wiener Geschäftsmannes zu gebrauchen: „Bovel“, Schwindel- und Schleuderwaare auf den Glanz hergerichtet; Schließen, die, wenn man sie brauchen wollte, abfielen, Kreuze aus Silberblech, mit Leim schief auf etwas, das wie Sammtdeckel aussah, geklebt. Außerdem befanden sich zwischen der Waare 6—7 bereits geleerte Maßkrüge und daneben ein voller zur weitern Herzstärkung.

„Zwei wunderschöne G'betbücher“, schrie der billige Jakob, „für ein einzig's Mark'l — das wird wohl billig sein.“ — Er wartete die Wirkung ab und fuhr dann fort: „Schaut's Enk's nur an, Leut'. — Na? — Also meintswegen — ich leg' noch a Schacht'l feine Stiefelwichs dazu, — da werd's wohl z'frieden sein können! — No nit? — O Jesses, Jesses“, rief er im jammernden Ton, „es gibt ka Religion mehr unter d' Leut! — Also meintswegen, weil der Hochwürdige Herr Bischof heut' hier is, soll's mir nit d'rauf ankommen. Der Mensch muß auch an sein Seelenheil denken. I leg' noch a G'betbuch dazu. Aber jetz'r? —

O ihr Sakkerlot'r!" brüllte er nun die Bauern an, dabei roth werdend wie ein gesottener Krebs. „Habt's denn gar ka Christenthum mehr im Leib? — Drei Gebetbücher und a Schachtel Stiefelwichs. Himmelnundidjö!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Das half. Bücher und Wichse gingen ab. Sofort kehrte der Verkäufer zu seiner ursprünglichen Ruhe und Gesichtsfarbe zurück, steckte das Markstück ein und that zur Belohnung einen tiefen Zug aus dem Bierkrug. Noch triefte der überhängende Schnauzbart von dem braunen Saft, als sein Besitzer schon wieder loslegte: „Hier — zwei Gebetbücher, wie für's feinste Stadtfreil'n oder für d' Frau Bürgermeisterin. Und damit's seht, daß i a bayerisch G'müth in mir hab' — ein Stuck Seif'n dazu. Uhje! — wie die riecht!" Er führte sie an die Nase und affektirte ein Wonnegegrunze. „Je, je, hm, hm — das wär' was für a Jungfer — wenn eine aufz'treiben wär'." Ungeheures Gelächter! — „Also? — Aber Leut', Leut', denkt's an Euer Seelenheil. Schaut's Enk's nur die Bücher an. — Na? — Und das wollen Christenmenschen sein!" rief er, die Augen zum Himmel verdrehend. „Nix? — Na, damit Ihr seht, daß ich a and'rer Mensch bin, wie Ihr — da leg' ich noch a Paar städt'sche Hosentrager d'rauf. — Was! Noch verstockt? — Hoho — dös wird a saubere Himmelfahrt werd'n — pfui Deichsel, da möcht' i nit dabei sein. — Also hol's der Fuchs — noch a G'betbuch dazu, also! Wer aber jetzt nit kauft", brüllte er mit erhobenem Zeigefinger, „dös is ein Antichrist!" —

Benedikt, den dieser angesoffene Heilige ungemein amüsirte, erbarmte sich und beglückte mit den Gegenständen sogleich einige der umstehenden Kinder. —

Im Gasthaus zum Adler, das die Ambition hatte, in seiner Einrichtung einem Münchener Restaurant gleichzukommen, war Alles angefüllt mit Gästen. Benedikt mußte sich an einen Tisch setzen, an dem schon andere Platz genommen hatten. Bald darauf trat sein Mann, der Bäcker, sehr geräuschvoll ein mit übermüthigem Schlenkern der Beine. Er wurde von allen Seiten mit lebhaften Zurufen begrüßt und winkte unter vergnügtem Händereiben und triumphirendem Lächeln zurück. „Spitzbub! — Pferd'händler! — Fuchs! — G'segneter! — Bischöflicher Lieferant! — Hast heut' Dein Schnitt g'macht" — wurde ihm von mehreren Tischen zugerufen.

Da lachte der stramme, rothbärtige Vierziger, daß es ihn schüttelte, streute aus seiner buntgestreiften Schmalzlerflasche einen kleinen Hügel Brasil auf den Rücken seiner Hand und zog mit großer Wollust und außerordentlicher Virtuosität die Ladung in den linken Flügel seiner rothblauen Nase.

„Macht's mir's nach! G'schäft is G'schäft, ob Bischof oder Jud, nur daß ma beim Bischof an Segen 'rausschlagt. — Ah, Herr Broemel, da sind's ja!" Damit setzte er sich an Benedikt's Seite.

„Spitzbub von an Bäcker", sagte einer von der Tafelrunde, „erzähl', wie's war. Hast'n Bischof über's Ohr g'haut."

„Als guter Katholik is mir's nit verboten, mit der Kirch' a G'schäft z'machen."

„Dir Dein „Rebach" bei ihr z'holen, moanst", sagte ein anderer.

„Ach was, Du red'st wie an antisemitisch-conservativer Staats-Socialist", antwortete Finkernagel und steckte durch sein Lachen über den eigenen Witz die übrigen derartig an, daß ein ungeheures Gelächter entstand. Aber das Lachen des Bäckers war ein ebenso forcirtes wie sein Witz. Er gehörte zu den Leuten, die für humoristisch gelten möchten, und weil sie's von Natur aus nicht sind, sich eine Manier zurecht gemacht haben, die am Stammtisch dafür gilt. Die Worte „Antisemit" und „Staats-Socialist" waren für viele Biersimpel der Gesellschaft noch immer so unklare exotische Begriffe, daß er durch Verdrehen und Verstellen derselben bereits seine schönsten Lacherfolge erzielt hatte. Er ließ sich nicht lange bitten, seinen heutigen Gaunerstreich zum so und so vielten Male zum Besten zu geben.

„Dem Bischof sein Hantiger, a braune Stut'n, is trächtig und paßt auch nit zum Kameraden, der drei Fäust höher is. Dem Hochwürdigsten, der gern mit an G'spann durch sein' Diözös fahrt, an dem nix fehlt, hat d' Sach nit recht g'fall'n, was i vom Kutscher d'rfahren hab'. Er hätt' gern zwoa gleiche Pferd vor seinem Wagen g'habt. Da hab' ich mir dem Bischof sein' Rösser ang'seh'n und auf d'r Stell' an Wett' mit'm Kutscher g'macht, daß mein Braun auf an Centimeter zum Bischof sein Wallach paßt. Der Kutscher is zu mir in den Stall kommen und hat mir Recht geben. Jetz'r sind wir z'sammen zum

Bischof 'gangen, das heißt, zuvor haben wir an Weinstation g'macht —"

„Wo Du", fiel ihm einer in's Wort, „den Kutscher an wen'g ang'feucht hast, damit 'r d' Zung' besser für Dich beweg'n kann. Bei Dir könnt' an Jud' was lernen."

„Laß Deine antisemitisch-reaktio n a r r ischen Reden und borg' mir lieber Dein Brasilflasch'l."

Unter allgemeinem Lachen fuhr Finkernagel fort: „Der Hochwürdigste, dem d'r Kutscher die Sach', wie sich's gebührt, rekommandirt hat, hat sich dann selber zu mir verfügt und mein Wallach ang'schaut. „Ganz hübsch", hat er g'sagt, „und wie denken Sie sich den Tausch?" Mir is 's so a Glück, hab' ich g'antwort't, mit bischöflichen Gnaden an Handel z'machen, daß i an a Profit gar nit denk'. „Das ist christlich gedacht", hat er g'sagt, „aber Sie dürfen sich auch nicht benachtheiligen." Bischöfliche Gnaden, hab' ich g'antwort't, ganz kurz, wenn i zur Stut'n von bischöflichen Gnaden noch 600 Mark d'rauf krieg', so is 's nur an Ehr', kein G'schäft." —

„O Du Spitzbub'" — „Gauner" — „So an Schuft" — lachten die Bürger am runden Tisch und einer davon sagte: „Dem Bischof sein Pferd is wenig um 400 Mark mehr werth wie Deins; und Du Malefiz verlangst noch 600 d'rauf. Das macht z'sammen an Rebach von 1000 — halt! und 's Füllen kann ma a noch mit 100 in Anschlag bringen, macht also z'sammen 1100 Mark, — Rauber!"

„Ruh'!" — unterbrach diese Rede der Bäcker, der Hochwürdigste hat sich an Augenblick b'sonnen

und g'sagt: „Ich verstehe nichts von solchen Dingen und muß mich auf Ihre Rechtlichkeit verlassen." Ja, hab' ich g'sagt, lieber möcht' ich ja Haus und Hof verlieren . . . „Nun gut, so sei es abgemacht." — Der Bischof im Haus, an Handel mit ihm g'schlossen, hab' ich mir denkt, da könnt' ein guter Katholik noch was herausschlagen für sein Seelenheil. I falt' die Händ' und sag': „Aber um eins möcht' i noch recht demüthig gebeten haben, Hochwürdigster, um den bischöflichen Segen. Na — und kriegt hab' ich ihn", fügte er mit derselben Bewegung hinzu, wie einer, der sich rühmt, daß ihm ein besonderer Streich geglückt.

„Als Zuwag', Du Filu", sagte der Prisenspender von vorhin, und das Lachen wurde frenetisch.

Bald darauf verließen Finkernagel und Benedikt das Lokal, um draußen ungestört ihre Angelegenheit zu besprechen.

„Sie haben", begann Benedikt, „meinen Arbeitern Brot geliefert, das vergypst war; zwölf Lieferungen waren dadurch werthlos —"

„Aber vergypst — ich bitt'", unterbrach Finkernagel protestirend.

„Corpus delicti!" sagte Benedikt darauf und zog aus der Tasche ein Stück Brot hervor, worin große Gypsstücke eingebacken waren: „Sehen Sie, wie Flintenkugeln." —

„Aber kleiner Kaliber", sagte Finkernagel, verlegen den Hut rückend und sich den Kopf kratzend. „Wissens, ich war Unteroff'zier und da weiß i, was an bayerischer Magen vertragen kann."

„Ich denke anders darüber, Herr Finkernagel, habe dafür anderes Brot beschaffen müssen und zahle Ihren Gyps nicht."

„Sie werd'n an Einsicht haben — nur die Kosten. — Wir sind Christen."

Benedikt lächelte und sagte mit Laune: „Und Sie sogar ein gesegneter — ein gesegneter Gypser. — Sehen Sie, ich hasse nichts mehr als denunciren. Aber Lebensmittelverfälscher . . ."

„Jessus Maria!"

„Haben Sie an die armen Leute gedacht? — Ich zeige Sie nicht an; aber lassen Sie künftig solche Künste. — Was nennen Sie die Kosten?"

„Zwei Drittel."

„Zuviel."

„Also die Hälfte." —

„Ein Drittel!" —

„Meintswegen", seufzte der Bäcker.

Sie waren in die Nähe des Ausschreiers gekommen, und Benedikt sagte: „Das ist doch das Verrückteste, was ich je gesehen."

„Aber nur", meinte Finkernagel, „weil er's so lumpig anpackt. — Sie, Herr Broemel, ich sage Ihnen, damit ließ sich a G'schäft machen — d'rüben in Amerika."

„Amerika?!"

„Im Westen, wo so viele katholische Kirchen g'baut werd'n, und 's gar kein' christliche Kunst gibt. — Ich war drei Jahr' d'rüben."

Benedikt horchte gespannt, und Finkernagel, der es merkte, fuhr fort: „I hab' damals stark d'ran

denkt, mich mit an Nürnberger Haus in Verbindung zu bringen und christliche Kunst d'rüben zu vertreiben; denn davon wird d'rüben — es is merkwürdig — rein gar nix g'macht, und was man so einzeln aus Europa bestellt, das kost' a Heidengeld. Damals bin i nit dazu kommen und jetz'r häng' i an d'r Familie. Aber wenn da einer 's Talent dazu hätt' und a bißl Geld, der könnt' a Riesengʼschäft machen."

„Ich bin im Begriff hinüberzugehen", sagte Benedikt mit bedeutungsvollem Nachdruck.

„Nach Amerika? Was?!" —

„Und mir leuchtet die Sache ein. Vielleicht könnt' ich neben meinen andern Projekten auch mit diesen Artikeln —"

„Sie, Herr Broemel", sagte der Bäcker enthusiastisch, „wenn ich Ihnen eine Empfehlung vom Bischof verschaff' und Sie damit hinüber kommen — Herr Broemel, meiner Seel, ich wär' gleich dabei, mich zu betheiligen!"

Benedikt blieb zwei Tage in Eggenfelden. Beide, er und Finkernagel, redeten sich immermehr in die Sache hinein und reisten dann — mit dem bischöflichen Empfehlungsbrief in der Tasche — gemeinsam erst nach Regensburg, dann nach Nürnberg, um dort mit Verlegern christlicher Bücher und Bilder, Altarschnitzern und Ateliers für Glasmalerei in Verbindung zu treten. —

Zwei Wochen später schiffte sich Benedikt in Bremen ein. — Bald aber sollte er erfahren, daß man sich auf amerikanischem Boden, welcher in unserer Phantasie noch immer das Märchenland ist, wo die Gold-

klumpen für den Europäer nur so auf der Straße umherliegen, nicht selten noch schwankender fühlt, wie auf dem Schiff, das uns hinübergetragen. Nur eine Eigenart hat noch immer dies Land: daß der Prozeß des In-die-Höhe-gehens und des Herunterkommens sich dort rapider vollzieht als bei uns! Hätte Benedikt nur ein klein wenig Urtheil über sein Wesen gehabt, er hätte es wissen müssen, daß für seine träumerisch-zerstreute Natur ohne Geistesgegenwart und die Kunst, sich selbst zu insceniren, dieser Boden der ungeeignetste sei. — Nichts wollte glücken. Auch mit dem Vertrieb christlicher Kunst hatte er keinen Erfolg. Seit dem Aufenthalte Finkernagels im Westen der Union waren zwölf Jahre vergangen, und die praktischen, schnellen Amerikaner hatten es währenddem verstanden, auch in dieser Industrie Europa erfolgreiche Concurrenz zu machen. Benedikt mit sammt dem bischöflichen Empfehlungsschreiben, das man drüben als nicht zum Geschäft gehörend weder begriff noch ästimirte, wurde unbeachtet und ohne Redensarten bei Seite geschoben. Damit er demungeachtet nach Wien Geld senden könne, lebte er selber auf's kärglichste. Langsam versiegten die letzten Mittel und nach einem Jahre stand er gänzlich verarmt, rath- und hoffnungslos da, und zwar weit, weit im Westen: in San Francisco, der Stadt der Goldgräber. Aber ein Oesterreicher, wenn er auch nichts hat, in's Caféhaus geht er darum dennoch, und San Francisco besaß seit einigen Tagen ein großes Wiener Café. Hier hatte sich auch Benedikt mit dem Vermögen von einem halben Dollar in

einer Fensternische angesiedelt und las Zeitungen. Da setzte sich unversehens der Besitzer des Lokals, der ihn schon eine Weile beobachtend umkreist hatte, mit den Worten an seine Seite:

„Sie entschuldigen, Sie sind doch ein Broemel?"

Benedikt, der sich hier so fremd wähnte wie im Mond, war bei Nennung seines Namens ganz perplex: „Wie — Sie kennen mich?"

„Ja, ja — das heißt als Kind. Aber mit Ihrem Herrn Vater habe ich seiner Zeit in Böhmen Hopfengeschäfte gemacht." —

Benedikt dachte bei sich: die ganze Welt ist doch ein großes Dorf! —

Der Cafétier erkundigte sich, wie es dem alten Broemel gehe und was Benedikt in San Francisco mache?

„Ich — ich — suche Geschäfte."

Solche Erscheinungen, wie Benedikt, sind in Amerika nichts Seltenes, und der Cafétier wußte sogleich, woran er sei. Er stand auf, ging in's Comptoir, um sich mit seinem Compagnon zu berathen. Nach zehn Minuten kam er zurück, setzte sich an Benedikt's Seite und sagte: „Es macht hier Reclame, wenn ich mit wirklichen Oesterreichern auftrete. Das Caféhauswesen kennen Sie, haben in Olmütz übrigens ein verwandtes Geschäft gehabt. Wenn Sie bei mir als repräsentirender Geschäftsführer eintreten wollen, so fixen wir die Sache." Benedikt, der noch von Hause her einen Rest dünkelhaften Vorurtheils hatte, gegen Alles, was dienen heißt, vermochte bei diesem Antrag eine peinliche Empfindung nicht loszuwerden, zumal da er fühlte, daß er hier so

etwas wie einen Oberkellner — ohne Portefeuille darstellen soll, griff aber demungeachtet zu. Er blieb ein Jahr, verdiente Geld, schickte viel davon nach Wien und ersparte noch etwas, wodurch er auf die Idee kam, selbst ein ähnliches Geschäft in einem andern Stadttheile zu errichten. Ein Stammgast des Café's, Mitglied des deutschen Theaters, der wie alle seine Kollegen ein Nebengeschäft treiben wollte, wurde Benedikt's Compagnon. Geld verdienen, rasch, rasch, seine große Schuld dem Bruder tilgen und den guten Rothas' in Roßlitz: — Der Gedanke ließ ihn nicht. Denn noch nie war es ihm gelungen, aus irgend einem seiner Unternehmungen eine so hohe Summe herauszuschlagen, daß er an Tilgung einer größern Schuld hätte denken können.

Nach einem Vierteljahr war der kaffeesiedende Marquis Posa, der Arm in Arm mit seinem Freunde das Schicksal kühn in die Schranken gefordert, elend verkracht. Das Café wurde gesperrt und während unser Marquis neben seiner Gedankenfreiheit noch seine Theatergage behielt, war Benedikt vollständig zum Bettler geworden. Er kam so tief herunter, daß er froh war, als ihn sein mimender Freund unter die Statisten brachte, wo er sich für das „Spielhonorar" von 25 Cent mußte Kugellack in's Gesicht schmieren lassen und seine Beine in abgefetzte Ritterstiefel stecken. An Tagen, wo die dramatische Kunst ohne ihn auskam, darbte und hungerte er. Nun vermochte er auch nichts mehr nach Hause zu schicken. Es ist nicht zu sagen, wie das sein Herz bedrückte, wie es sich in tiefinnerstem Jammer

zusammenpreßte. Die drüben sollten natürlich nichts erfahren. Er hatte es längst so einzurichten gewußt, daß weder Walther noch die andern je erfuhren, wo er sich befinde. Briefe empfing er ausschließlich poste restante. —

Es begab sich eines Tages, daß der Maschinenmeister des Theaters als Protest gegen die Agitation der Temperenzler soviel Brandy in sich hineingegossen hatte, daß er nicht mehr Meister der eigenen Maschine war, sondern total besoffen in einem Thronsessel lag. Benedikt hatte jederzeit, ob in Ritterstiefeln oder Toga, alles, was Maschine hinter den Coulissen war, mit dem größten Interesse angeschaut, sprang sofort ein und rettete die „Jungfrau“, deren Aufführung in Frage stand. Der Rausch des Maschinenmeisters war so solid, daß er einige Tage anhielt, und Benedikt ließ für ihn den Geist von Hamlet's Vater aus dem II. „Bezirk, von wo kein Wanderer wieder kehrt“, vermittelst Maschinerie in den I. „Bezirk“, wo er „Morgenluft wittert“, auftauchen und auf's Stichwort zu „schweflichten Flammen“ wieder zurückversinken. Der Theaterdirektor, äußerst zufriedengestellt, machte Benedikt einen Antrag, und es lag in seiner Hand, den Theatermeister von seinem Thronsessel zu stoßen.

Aber da derselbe Familienvater war, so entsagte Benedikt, wenn auch mit schwerem Herzen. Für seine Verdienste um die beiden Vorstellungen bekam er 40 Dollar, damit wollte er sogleich nach New York reisen, wo er sich wieder in die Höhe zu schwingen hoffte. Vor der Abreise eilte er noch zur Post, um

lagernde Briefe, die hier etwa noch für ihn ankommen sollten, nach New York dirigiren zu lassen. Der Beamte notirte die veränderte Adresse und reichte ihm gleichzeitig einen angekommenen Brief aus Wien. Er erkannte die Handschrift der Mutter und öffnete rasch. Sie schrieb noch undeutlicher und unorthographischer als in früheren Jahren, so daß selbst Benedikt, der gewohnt war, diese Hieroglyphen zu enträthseln, die ersten Zeilen nur mühsam zusammenbuchstabirte. Der Ton des Briefes schien ihm besonders mild und mütterlich empfunden. Auf der zweiten Seite folgten Sentenzen und Reflexionen über Leben und Schicksal. Benedikt stutzte und las mit angehaltenem Athem. Er fühlte, daß ihm irgend etwas Verhängnißvolles vorsichtig beigebracht werden sollte. Aber dieser altgebräuchliche rührende Kniff wurde ihm langsames Gift. Er blätterte um und seine Augen irrten mit suchender Hast über die letzte Seite. Richtig, da stand schon so ein Satz, der ihm mit eins den ganzen traurigen Inhalt des Briefes offenbarte: „Er hat sich so sehr gesehnt, Dich zu sehen, im Sterben, der gute Vater.“ Benedikt war es, als ob ihm einer einen Riß in's Herz gethan. „So hast Du Dich so schnell weggemacht, armer Vater!“ sagte er schmerzlich vor sich hin und Thränen brachen aus seinen Augen. Zumal eine Bemerkung im Briefe bedrückte ihn auf's Tiefste, daß der Vater, seitdem er von Benedikt getrennt gewesen, nie mehr recht munter werden wollte. Den ganzen Tag und viele Tage hernach, die er trauernd verlebte, ließ ihn der Gedanke nicht: Also das war das letzte Mal

in Passau am Bahnhof! — Er ahnte, daß der Alte gestorben war wie ein Thier, das jahrelang mit einem andern im Joche gezogen und das man plötzlich von seinem Kameraden trennt. Es beschnuppert Geschirr und Platz des andern, verschmäht die Nahrung und grämt sich zu Tod. —

Noch eine andere Stelle fand sich in dem Briefe, die Benedikt viel Weh bereitete. Die Mutter schrieb nämlich, daß Walther sich in den letzten Jahren der Familie noch mehr als früher annehme, daß er zu diesem Zwecke wiederholt nach Wien gekommen, aber leider noch immer unter dem Contract des Stubel zu leiden habe. „O mein Gott! Womit habe ich das verdient!“ seufzte Benedikt schwer beklommen. —

Er hatte sich mit seinem Gelde verrechnet. Nachdem mehrere kleine Schulden bezahlt waren, reichte die Baarschaft nur bis St. Louis. Hier mußte er bleiben, hoffend, sich bald auf irgend eine Weise Geld zu verdienen, um dann nach New York weiter zu reisen. Aber auch in St. Louis sollte ihm das Glück nicht lächeln. Die ihm angeborene Schüchternheit verließ ihn trotz seines bewegten Lebens nie. Bei jeder Berührung mit der Außenwelt zog er sich ängstlich zurück wie eine Schnecke in's Gehäuse. Hie und da schlug sie nur ganz merkwürdig in's Gegentheil um: in eine forcirte Keckheit, mit der er sich aus seinem eigenen Ich herauszuretten suchte. Die traurigen Nachrichten aus Wien, seine bedrängte Lage hatten ihn noch unsicherer und unbeholfener gemacht, und sein Auftreten vermochte kein Vertrauen einzuflößen. Unter anderm

präsentirte er sich einem deutschen Bierbrauer mit dem Antrag, ihm statt des miserabeln amerikanischen Bieres gutes böhmisches zu erzeugen, wie er es einst selbst gebraut, und das „Sensation" machen müßte. Der Bierbrauer wies ihn ab, rief ihn aber nochmals von der Thüre zurück und drückte ihm einen 5 Dollar-Fetzen in die Hand. Benedikt zuckte zusammen und wehrte ab.

„Sie können's ja einmal zurückzahlen", sagte der andere und winkte ihm mit der Hand, zu gehen.

„Also schon dahin gekommen — gebettelt!" sagte Benedikt draußen, und er that sich so leid, ach, so leid. „Ich habe doch immer so gerne gearbeitet, so —", wimmerte sein Herz. — Mit den großen Plänen, mit dem rapiden Geldverdienen war's also auch hier nichts. Nicht einmal eine Subsistenz wollte sich finden, nichts — nichts. —

Benedikt saß in einem großen Speisehause und brütete trübselig vor sich hin. Er hatte dem Wirthe das Offert gemacht, ihm durch eine billige, selbsterfundene Ventilation das Lokal vollkommen rauchfrei zu machen. Der Yankee lehnte ab. Da ihm aber Benedikt's Wesen nicht mißfiel, so bot er ihm die Stelle eines Kellners an. Benedikt erschrak zwar leicht, aber gleich darauf überflog ein Lächeln sein abgehärmtes Gesicht: das Lächeln der Erlösung aus dem subsistenzlosen Zustande. Er nahm an, that seine Pflicht und verdiente ziemlich viel Geld und schickte das Meiste davon nach Wien, aber ohne einzugestehen, durch welche Beschäftigung es erworben wurde. Eines Tages betrat ein Mann

das Lokal, bei dessen Anblick Benedikt zusammenschreckte und hinter einem dicken Eisenpfeiler, der das Gewölbe trug, retirirte. Nein — er hatte sich nicht geirrt: ein ehemaliger Wiener Geschäftsfreund aus bessern Tagen! Benedikt war leichenblaß geworden. Diesen Mann bedienen — unmöglich! Benedikt zog sich behutsam aus dem Lokal zurück — um es nie wieder zu betreten. Nach seiner Ansicht war er ohnehin viel zu lange hier gewesen, fast ein halbes Jahr. Er schickte dem Lohnherrn seine Abrechnung und reiste nach New York. Er wußte, daß hier seit langer Zeit Briefe für ihn liegen müssen und eilte zur Post. Richtig, drei Schreiben: ein sehr dickes von seiner Lieblingsschwester in Wien und zwei schwarzumränderte, deren Adressen liebe Schriftzüge trugen. Benedikt erzitterte; „Mein Gott, wer ist ihnen gestorben?“ Er öffnete von den Trauerbriefen zuerst denjenigen, der das ältere Datum trug und las: „Hochgeehrter Herr Benedikt! Von Ihrem hochgeehrten Herrn Bruder in München, Herrn Walther, erfahren wir, daß Sie gegenwärtig in New York sich aufhalten sollen und dort Briefe poste restante erwarten. Wir haben Ihnen die traurige Mittheilung zu machen, daß unsere geliebte Mutter von einem langen, schweren Leiden durch den Tod erlöst wurde. Die letzten Stunden, bevor Gott sie zu sich genommen, waren ruhig. Von Ihnen hat sie immer gesprochen und hat immer gesagt: Wenn ich ihn nur noch einmal sehen könnte, den guten Herrn Benedikt! — Sie ist sicher bei Gott, die gute Mutter. — Geehrter Herr Benedikt, sind Sie denn so böse auf

uns, weil Sie uns nicht schreiben? Wir denken soviel an Sie. Wenn Sie uns nur einmal ein paar Worte schreiben möchten! Sonst geht's uns mit dem Verdienst und Geschäft recht gut; aber traurig sind wir eben noch sehr. Herzliche Grüße von uns und auch von der Tante und alles Gute wünschen Flora und Emmy."

Es ist nicht zu sagen, was Benedikt empfand, während er diese Zeilen las. Jammer, Verzweiflung, Selbstanklage, dazwischen doch wieder die tröstende, heilende Empfindung, daß er nicht vergessen sei, wogten in seinem Innern. Er erbrach den zweiten Brief, der sehr kurz war und folgendermaßen lautete: „Hochgeehrter Herr Benedikt! Wir machen Ihnen die traurige Anzeige, daß unsere gute Tante den Tod ihrer Schwester, unserer geliebten Mutter, nicht lange überlebt hat und vor drei Tagen sanft entschlief." Es folgten Grüße und Unterschriften. „O meine Kinder, meine armen Kinder!" rief Benedikt beinah laut, „verlassen — verwaist, und ich bin ihr Dieb, statt ihr Retter und Beschützer. — O mein Gott!" — Wie gerne hätte er ihnen das Herz aus seinem Leibe gegeben! Mitleid und Ohnmacht zu helfen — qualvolle Empfindung! — Besseres las er im Briefe von der Schwester. Walther hatte sich endlich von Stubel losgemalt und mit einer Collektivausstellung ungeheures Aufsehen gemacht. Eine von den Schwestern werde demnächst einen Bahnbeamten heirathen. Dann lobte sie die Mutter. Seit dem Tode des Vaters sei sie sehr, sehr weich geworden. — Vor einigen Monaten wäre, schrieb die Schwester weiter, Grünblatt zusammengekracht und flüchtig gegangen.

Auch dieser Fall habe auf die Mutter großen Eindruck gemacht. Sie sehe nun ein, wie wenig der taugte, auf den sie so große Stücke gehalten und den sie den Söhnen als Muster gepriesen. — Diese Nachrichten waren Balsam für Benedikt's wunde Seele. Wieder fühlte er sich wie aufgerüttelt und angestachelt, die Hatz nach Geld, die Parforcejagd nach dem Dollar frisch aufzunehmen. Aber er sollte einmal kein Glück haben in diesem Lande, soviel er auch nach Gelegenheit horchte und spähte. — Einem etwas zu kurzen Menschen mit Dachsbeinen, rundlichem Bäuchlein und blutlosem, öligen Gesicht, kleinen stechenden Zwinkeräuglein, bewaffnet mit goldener Brille, sah er im Café einigemale beim Kartenspiel zu. Es war ein defecter Charakter, der schon wiederholt das Zuchthaus gestreift und während seiner fünfzigjährigen Lebensreise mehr Berufe als Röcke gewechselt hatte. Gegenwärtig gab er ein kleines deutsches Revolverblättchen heraus und hatte nebenbei einen Laden mit Photographien berühmter Künstler. Er suchte eines Tags die nähere Bekanntschaft Benedikt's zu machen, dessen hilflose Lage er längst durchschaut hatte, und stellte ihm den Antrag, für ihn nach Deutschland zu gehen, um obscöne Bilder für seine heimlichen Liebhaber einzukaufen. Benedikt hatte zwar einen Ekel vor derartigen verbrecherischen Scheußlichkeiten, durch die der Mann die Dummheit begeht, sich selbst um einen schönen Nimbus des Lebens zu betrügen. Aber da ihm der Kurzbeinige goldene Berge versprach, so griff er zu. Er bekam Geld, reiste nach Hamburg, dann nach Köln, Magdeburg, Berlin

und kaufte ein. Sein Amt war kein leichtes. Er mußte überall den Boden prüfen, bevor er auftrat, so wie einer die Sicherheit eines Brettes prüft, das als Steg über einen Bach führt. — Einmal, in Stettin, kam er an die falsche Adresse und entzog sich einer Arretirung nur durch rasche Flucht unter Zurücklassung der Hälfte seiner Hautgoût-Waare. Er war auch nach Breslau gekommen, und hier durchzuckte ihn plötzlich ein kühner Gedanke: Olmütz ist nicht gar sehr weit! Keiner, der ihm nahe stand, wußte etwas von seinem Aufenthalt in Deutschland, keiner sollte etwas erfahren. Aber nach Olmütz reisen, spät am Abend ankommen, sich ungesehen an's Haus der Kinder in Roßlitz schleichen, ohne daß sie etwas ahnen; dort eine Weile stehen, besserer Zeiten gedenken und sich dann wieder ungesehen davon machen — welche namenlose Wonne für sein Herz! —

Es war ein trüber, regnerischer Dezembertag und schon gegen 4 Uhr wurde es finster im Coupé. Aber Benedikt war das nur lieb, denn je mehr er sich Olmütz näherte, desto größer war die Gefahr, von einem einsteigenden Passagier erkannt zu werden. Er saß zusammengekauert in der Ecke eines Coupés III. Klasse, den Hut in's Gesicht gedrückt, den Rockkragen aufgekrempt und möglichst mit dem Rücken gegen die Mitreisenden. Um 7 Uhr Abends war er unerkannt in Olmütz angekommen. Er stieg vorsichtig aus, blickte sich scheu nach allen Seiten um und huschte dann rasch aus dem Bahngebäude auf die Straße. Das Wetter war abscheulich; schwarze Finsterniß und Schnee

und Regen, vom Winde durcheinandergepeitscht. Benedikt fühlte sich dadurch sicher, und um Mitternacht ging ja wieder sein Zug in der Richtung nach Breslau. Er machte sich ohne weiters auf den Weg nach Roßlitz. Außerhalb der Stadt blies der Wind noch schärfer und schneidender. Benedikt war nur mangelhaft gekleidet und fror. Das eisige Wasser spritzte ihm in's Gesicht und seine Hände, obwohl er sie zeitweilig in die Taschen seines herbstzeitlosen Ueberziehers vergrub, wurden so roth und eisig, daß er sie öfters anhauchte, um sie zu erwärmen. Er begegnete keinem Menschen, auch hätte ihn in dieser Finsterniß keiner erkannt. Das Haus, das theure Haus so nahe! Eine unsagbare, sehnsuchtsvolle Unruhe und Bangigkeit jagte ihn, daß er mehr lief als ging, fast als würde er vom Winde getrieben. Das Haus, das Haus der armen Kinder erreicht! Das war der Gedanke, der ihm vorauseilte mit dem Winde. Warum? — Darüber gab er sich selbst keine Rechenschaft. Endlich war er über den Hügel. Noch die kurze Obstallee und das Ziel war erreicht. Trotz der Dunkelheit hoben sich die Umrisse des Hauses um einen Ton schwärzlicher ab. Sein Herz erbebte. Noch einige hastige Schritte — und er hatte den Gartenzaun erreicht. Schnell und krampfhaft faßte er mit seinen eisigen Fingern die Latten desselben, als hätte er ein erlösendes Asyl erreicht, preßte den Kopf dagegen und küßte sie in krampfhafter Leidenschaft. — Allmählich kam er zu sich, ließ den Kopf müde nach einer Seite sinken und sein Athem ging leiser. „Da drinnen sind sie; da drinnen sind die

armen Kinder, die ich betrogen, bestohlen!“ Mit zu Krallen gekrampften Fingern griff er nach dem aufschreienden Herzen. „Einen Blick — ach, nur einen einzigen in’s Zimmer!“ Das war in diesem Augenblicke sein heißester, begehrlichster Wunsch. Aber die Fensterläden waren geschlossen. „Und dann — ob sie auch noch wach sind? — Doch ja freilich“, murmelte er bitter, „sie müssen ja arbeiten, die armen, betrogenen Waisen!“ Er schlug sich an die Brust, als ob er sich selbst geißeln wollte. Richtig, dort: ein schmaler Lichtstreif, dort vom dritten Laden! Benedikt trat rasch heran, duckte sich, denn die Fenster waren nieder; wirklich vermochte man durch die Ritze einen schmalen Streifen des Zimmers zu sehen. Gierig suchte Benedikt sein Auge möglichst vortheilhaft zu stellen, ähnlich wie man sich ein Stereoskop zurechtrückt. Endlich, ja — jetzt hatte er die Ecke eines Tisches mit spähendem Blicke erhascht und die lichtwerfende Lampe darauf. Und sieh’: Instrumente und farbiges Papier — sie arbeiten noch! Auf’s neue faßte ihn tiefer Jammer. Lange stand er so in gebeugter Stellung, hoffend, innig flehend, noch mehr zu sehen. Ach, wenn es nur eine von den lieben Händen wäre, die sich so plagen müssen um’s Leben! Da — o Gott, ein Köpfchen beugt sich, um besser zu sehen, der Lampe näher! Er sieht nur das Haar, aber er erkennt sie doch daran: sie, sein Kind, seine Emmy! Das liebe Haar, das er so oft gestreichelt — es packt ihn allgewaltig, er sinkt in die Knie in Schmutz, in Eis und Schnee und weint und betet und schluchzt und wimmert leise. — Ach, und die

drinnen, hätten sie geahnt, wer in diesem Augenblicke draußen am Fenster kniet und friert und darbt! Da drinnen war es warm und hell und wohnlich, und sie liebten den armen Elenden so innig. — Benedikt erinnerte sich endlich, daß er zur Bahn zurück müsse. Er sprang auf, preßte die Stirne nochmals an die Lichtspalte im Fensterladen, blickte so inbrünstig zum Himmel, als wollte er dessen Segen gewaltsam herunterholen für das Haus und seine Bewohner, und lief dann zurück durch Nacht und Unwetter zur Station. — Ein verlorenes Leben, ein verlorenes Leben! war das einzige, was er unaufhörlich vor sich hinsprach. Vorsichtig umschauend, betrat er den Wartsaal und trank, ganz gegen seine Gewohnheit, viel Schnaps, um sich zu erwärmen. Er hatte nie versucht, sein Elend durch Alkohol zu betäuben; sonst wäre es bei den seelischen Kämpfen und der großen Noth, die er durchgemacht, längst mit ihm zu Ende gewesen. Aber Körper und Seele waren von zäher Gesundheit und bis zur Stunde intakt. Er reiste nach Breslau zurück, wo er noch einige Tage blieb, und schiffte sich dann wieder in Bremen nach Amerika ein. —

Der kleine Geschäftsmacher dort, der ihn nach Deutschland geschickt, war nicht recht zufrieden mit Benedikt und fertigte ihn mit einer kleinen Summe ab. —

Benedikt mußte nun bald alles ergreifen, um das Leben zu fristen. Ja, er trug nicht selten Lasten, einen Dollar zu verdienen. Auf dem Postamte hatte er gesehen, daß viele Leute die Kupfer-Cents, die sie am Schalter zurückerhielten, nicht für werth erachteten,

einzustecken, sondern wegwarfen. Wenn es gar nicht mehr gehen wollte, so sammelte er diese kleinen Münzen, um sich vor Hunger zu retten. Sein Wesen wurde immer ängstlicher, apathischer, gedrückter. Wiederholt hatte er bedenklich mit dem Hudsonstrome kokettirt, kam aber nicht zum Entschlusse; ihm fehlte der Muth zu dieser Muthlosigkeit. Von Walther wollte er absolut nichts mehr nehmen, schrieb nicht mehr und galt für verschollen. — —

Es waren Jahre vergangen, als ihm eines Tages am Postschalter, wo er trotz alledem immer noch nach Briefen fragte, ein Schreiben gereicht wurde. Grünblatt schrieb und machte ihm den Antrag, nach Wien zu kommen, um mit ihm wieder in geschäftliche Verbindung zu treten. Der Ton des Briefes war geschäftlich-kurz und hatte noch immer etwas von der herablassenden Großartigkeit des alten Faiseurs. Wenn Benedikt wolle, möge er augenblicklich antworten, und er könne Reisegeld haben. Er möge nicht zögern, ein großes Lieferungsgeschäft nach Rußland warte. Benedikt sagte sofort zu mit der Bedingung, daß die Begegnung nicht in Wien, sondern an einem andern Orte, vielleicht Brünn, stattfinde.

Die Summe, welche vier Wochen darauf von Grünblatt eintraf, war so gering, daß Benedikt gezwungen war, als Verdeckspassagier die Fahrt zu machen. Luft, Nahrung und Gesellschaft da unten waren sämmtlich vierter Güte und erzeugten eine dumpfe, gedrückte Selbstmordstimmung. Ein junger Däne an Benedikt's Seite erstach sich schon in der ersten Nacht

mit einem Dolchmesser. Benedikt war so entsetzt, daß er eine Woche nicht zu schlafen vermochte. Er athmet erlöst, als das Schiff nach vierzehntägiger Fahrt in Bremerhaven einlief. Von hier fuhr er abwechselnd III. und IV. Klasse nach Brünn, wo er endlich mit zwei Gulden in der Tasche ankam.

XIV.

Im „Hirschen", einer Einkehrwirthschaft der entlegenen Vorstadt Krena, war Benedikt abgestiegen. Er mußte einige Tage auf Grünblatt warten, und nährte sich während dieser Zeit nur von Semmeln; er ließ sich dazu ein Quart Bier auf's Zimmer bringen und aß und trank bei verschlossener Thüre. Vor der Begegnung mit Grünblatt bangte ihm ein wenig, seines Aussehens wegen, denn er war in seiner Kleidung sehr heruntergekommen. Ein Gummikragen an's Jägerhemd geknöpft, dazu eine ausgediente Cravatte und Gummimanschetten, Rock und Weste fadenscheinig-verwettert und regenbogenfarbig, die Hose abgewetzt und unten stark ausgefranst.

Am vierten Tage seines Aufenthaltes in Brünn klopfte es an seiner Thür und Grünblatt trat ein. Er war sehr gealtert; sein breiter Rücken etwas gebeugt, die Backenknochen des Gesichts, dessen Farbe fast aschgrau war, traten markant hervor, sein Auge hatte einen bösen Ausdruck bekommen. Auch er war etwas reduzirt in seinem Anzuge. — Grünblatt sprach von großartigen Unternehmungen und Gründungen, verpflichtete sich, Benedikt bedeutenden Antheil zu geben. Benedikt horchte gierig und sah in seiner Phantasie

bereits die kolossalen Summen, mit denen er Allen Alles zurückzahlen werde.

„Freilich, dazu gehört Geld“, sagte Grünblatt und faßte Benedikt dabei scharf in's Auge.

„Haben Sie denn nicht . . .?“

„Ein Mittel!“

„Nun?“ —

„Wir sind doch hier unbelauscht. — Warten Sie, ich schließe lieber ab.“ Er drehte den Schlüssel um und setzte sich dann wieder an den Tisch.

„Was haben Sie?“ fragte Benedikt mit verwunderten Augen.

„Es handelt sich darum“, sagte Grünblatt, Papiere aus der Brieftasche hervorziehend, „einige Namen täuschend genial nachzumachen —“

„Fälschen —?“ rief Benedikt rasch.

„Schreien Sie doch nicht, Mensch. — Fälschen — Wechselfälschen klingt freilich fürchterlich, ist aber sicher nicht viel schlimmer als hunderterlei Dinge, für die der Großindustrielle heutzutage schließlich noch Orden kriegt. — Aber schwieriger ist es — eine Kunst — es soll's einer einmal machen. Dazu gehört ein halber Künstler. — Darum eben habe ich an Sie gedacht. Und dann — ist es nur Mittel zum Zweck, um große Geschäfte zu machen. — Die durch die Kunstwechsel Geschädigten werden dann im Stillen entschädigt. — Das Gewissen hat also mit der Sache nichts zu thun. — Wenn ich's allein treffen würde, hätte ich Sie nicht kommen lassen. — Aber ich weiß, daß Sie Alles treffen, was Sie wollen.“ —

An den faustdicken Schmeicheleien, mit denen der Schurke Benedikt fangen wollte, war etwas Wahres: er hielt diesen zur Ausführung des geplanten Verbrechens für geschickt und geeignet. Aber hauptsächlich darum hatte er ihn herübergelockt, weil er einen brauchte, dem er seiner Zeit einen Schub hineingiebt in's Verderben, ihm dann in den Buckel lacht und sich selbst aus dem Staube macht. Nach einer Stunde hatte er Benedikt so weit, daß dieser sich, davon angereizt, seine Kunstfertigkeit, auf die Grünblatt immer und immer wieder hinlenkte, zu beweisen, entschloß, einen Versuch — nur einen Versuch! — zu unternehmen. Grünblatt triumphirte im Stillen, er hatte gewonnen. Aeußerlich gelassen, aber im Innern bewegt wie die Seetiefe, betrachtete er mit Gier, wie Benedikt die ersten Striche führte. Es wollte nicht gleich gelingen; auch hatte die Tinte nicht die richtige Farbe, und die Feder war zu spitzig — man brauchte einen Gänsekiel. Ein, zwei, drei Blankets wurden zerrissen; unbedingt war anderes Schreibmaterial nöthig und auch neue Blankets. Grünblatt hätte am liebsten Benedikt danach ausgeschickt; aber er sah ihm zu heruntergekommen aus, und er befürchtete, Benedikt könnte dem Papierhändler verdächtig erscheinen. Er verbrannte vorsichtig die mißglückten Blankets mit Zündhölzchen im Ofen und entschloß sich, selbst das Nöthige zu holen.

Benedikt blieb allein. In sich zusammengesunken saß er da und sah müde, willenlos und apathisch vor sich hin. Der Kopf war tief auf die Brust gesunken, die Hände hielt er gefaltet in seinem Schooß; das

Gesicht war bleich und von Kummer tief gefurcht, das Haar und der schüttere Vollbart des Achtundvierzigjährigen bereits ergraut, die Augenlider vom vielen Weinen geröthet, ebenso angehaucht die spitze Nase. Fast eine Viertelstunde saß er da, ohne sich auch nur zu rühren, resignirt sein Schicksal erwartend. —

Plötzlich klopfte es. Benedikt fuhr zusammen, blickte erschrocken auf den Tisch, ob nichts Verdächtiges darauf liegen geblieben, dann rief er etwas zögernd: Herein! Die Thür öffnete sich und — Emmy stand in derselben! Benedikt sprang auf mit unterdrücktem Schrei und blickte nach der Eintretenden wie nach einer Geistererscheinung.

„Guten Tag, Herr Benedikt", lautete ihr schlichter Gruß mit einer Stimme, welche leise zitterte. Damit trat sie ein und schloß hinter sich. Emmy war ein langes Ding geworden, recht mager und ausgetrocknet, und hatte allbereits etwas von einem Altjüngferchen. Ihre Kleidung war einfach, aber freundlich und geschmackvoll. —

In Benedikt's Seele wirbelten in diesem Augenblicke tausend Gefühle, fast alle, die das Menschenherz bewegen, wirr durcheinander; aber nur eine Empfindung dominirte merkwürdigerweise in diesem Chaos: Die Scham über sein reduzirtes Aussehen. — „Guten Tag", stotterte er mit weit aufgerissenen Augen und vorgebeugtem Körper, — „Fräulein — Emmy — Sie — Du —"

„Ich habe Ihre Wohnung erfahren, lieber Herr Benedikt", sagte das Mädchen mit überaus gütiger

Stimme, „und bring' Ihnen Nachrichten — gute Nachrichten." —

„Nach—richten —?"

„Von Ihrem Herrn Bruder Walther."

„Walther — —? — Sie verzeihen — ich bin so — so — von der Reise", — er deutete auf seine Kleidung. „Aber wie so . . .?"

„Wir haben schon seit drei Tagen gewußt, daß Sie in Brünn sind, weil wir Sie gesehen haben. Aber Ihr Logis haben wir eben erst jetzt erfahren, durch Zufall, die Flora und ich." —

„Die Flora — auch? — Seid Ihr denn nicht mehr . . . .?"

„Seit zwei Jahren leben wir hier, der bessern Arbeit wegen, die recht gut geht."

„So, so — merkwürdig." An seine Stirn greifend, besann er sich jetzt erst und sagte:

„Wollen Sie sich nicht setzen? — Freilich, das schlechte Zimmer." — Mit zitternden Händen ergriff er den Stuhl, um ihn dem Mädchen näher zu rücken. Wie er dann wieder aufsah und in die großen, seelenvollen Augen des Mädchens blickte, die ihn so mitleidsvoll mit unsagbarer Liebe trafen und leise zu thränen begannen, da packte es ihn allgewaltig. Ein gequälter Seufzer, der fast einem wilden Aufschrei gleichkam, entrang sich seiner wunden Brust, so voll, daß sie ohne Ventil zu zerspringen drohte. Bergeslasten, Jahrzehnte lang angesammelt, lösten sich von seiner Seele und der ganze innere Mensch wogte und ebbte und fluthete. Wie elementar riß es ihn zu Boden und zu

Emmy's Füßen; sein Kopf sank in den Schooß des Mädchens, und er weinte, daß es ihn schüttelte, und meinte, sein Körper müsse aus den Fugen gehen. Emmy saß da, tief erschüttert, ließ ihn erst ruhig gewähren und weinte, ein Taschentuch vor die Augen haltend, selber leise. Aber sie bemühte sich, ruhiger zu werden, sich zu fassen, und als ihr dies halbwegs gelungen, legte sie die Hand auf Benedikt's graues Haupt und streichelte es. Er aber meinte sich berührt von allen guten Engeln des Himmels. „Emmy — Emmy", schluchzte er, nach der gütigen Hand greifend, deren Berührung ihm so wohl that.

„Nit weinen, Benedikt, nit weinen." —

„Emmy — meine gute Emmy!"

„Wenn's Dir leichter wird, wein' Dich nur aus. Weißt — aber nit zu sehr, damit es Dir nit schad't."

„Emmy!"

„Und 's is ja auch kein Grund zum Weinen, es wird Alles gut."

„Nein — nein!"

„O ja! Der Walther hat uns dringend geschrieben."

„Euch —?"

„Ja, er schreibt uns schon seit Jahren, weil er glaubt hat, durch uns was zu erfahren über Dich. — Aber steh' auf, Benedikt", unterbrach sie ihre Mittheilungen, „Geh', steh' auf!"

Er küßte ihre Hand und stand müde auf.

„Und jetzt setz' Dich auch, Benedikt!"

Er folgte der Aufforderung und sah nach ihr mit fragend verklärten Augen.

Emmy fuhr fort: „Dein Bruder hat eine Menge Depeschen nach Amerika geschickt in den letzten Wochen. Hast Du denn nichts gekriegt? — Eine von Deinen alten Erfindungen hat ja Glück gemacht.“ —

„Wie?“ — sagte Benedikt lebhaft aufhorchend. Gleich darauf aber ließ er wieder den Kopf traurig sinken: „O, nein — nein! Ihr wollt mir nur Freude machen.“

„Nein — wirklich, wirklich, Du wirst schon sehen!“ —

„Wirklich, Emmy? — Und welche?! — Ich wüßte nicht ....“

„Er wird Dir's schon sagen, der Walther. Ja, man sucht Dich. Es wird Alles gut, Benedikt! — Wir haben ihm gleich telegraphirt, Deinem Bruder, und geschrieben, daß Du da bist.“

„So kommt er am Ende auch?“ fragte Benedikt, sich schnell und furchtsam erhebend.

„Wir wissen noch nicht. — Das könnt' Dich doch nur freuen, den guten Bruder zu sehen nach so langer Zeit!“

„Walther — ach!“ sagte Benedikt mit dem Ausdruck namenloser Sehnsucht.

„Er war auch einmal im Sommer bei uns, vierzehn Tage.“

„Walther?“ — fragte Benedikt im höchsten Grade erstaunt.

„Ja — uns kennen zu lernen. Und dann haben ihn auch die Kyriteiner und Sloper Höhlen hier bei

Brünn interessirt, die so berühmt sind wegen der vielen Funde. Ach, er hat damals so von Dir gesprochen — so. — Allen Leuten, die nach Amerika gefahren sind die ganzen Jahre, hat er Auftrag gegeben, Dich zu suchen. Einmal hat er selbst hinüber wollen, hat's aber aufgegeben, weil man ihm gesagt, er find't Dich am Ende doch nicht." —

Benedikt's Augen füllten sich wieder mit Thränen.

„Nein", sagte Emmy, „weinen darfst Du nicht mehr!"

„Du meinst, er kommt?" fragte Benedikt, und das Gefühl der Scham über sein heruntergekommenes Aussehen regte sich auf's Neue in ihm. „Jetzt" — sagte er verwirrt, „jetzt möchte ich ihn nicht . . . ." Plötzlich schreckte er jäh zusammen: Grünblatt fiel ihm ein.

„Emmy!" rief er hastig und athemlos, „bitt' — sei nicht böse, aber geh' jetzt. Gott vergelt' Dir's — aber geh' jetzt. — Wo wohnt ihr?"

Emmy nannte ihre Wohnung.

„Gut, gut — ich komme bald — bald! Nur jetzt in diesem Augenblick." — Da durchzuckte ihn der Gedanke, wovor das Eintreten seines guten Engels ihn bewahrt. Leidenschaftlich faßte er ihre beiden Hände, neigte den Kopf nieder und küßte die lieben Finger. Dann sagte er nochmals: „Bald, Emmy — bald!" —

Kaum hatte das Mädchen die Thüre hinter sich geschlossen, als Benedikt hastig nach einem Blei griff und auf ein großes Blatt mit energischen Riesenlettern das Wort „Nie!" schrieb. Er wusch sich nun rasch die Augen mit kaltem Wasser, verließ das Zimmer,

sagte dem Hausknecht: „Oben liegt Bescheid, wenn der Herr kommt“, und eilte direkt zum Bahnhof. Er wollte das Letzte, was er noch besaß, zu Gelde machen, um nach Wien zu kommen. Dort hoffte er, sich auf irgend eine Weise so viel zu verschaffen, daß er vor Walther und Emmy in einem reputirlichen Anzuge erscheinen könne. —

Benedikt stand in der Bahnhofshalle und studirte eifrig den Fahrtarif, der vielen Leute nicht achtend, die der eben eingelaufene Eilzug gebracht. Da rief eine ihm wohlvertraute liebe Stimme, freudig erregt, seinen Namen. Benedikt wendet sich unwillkürlich und steht seinem Bruder gegenüber. Beide umarmen sich und halten sich lange umschlungen. —

Walther sah vortrefflich aus. In München hieß es von ihm, er werde immer jünger. Zwar die Haare waren angegraut, aber Gang und Bewegung waren elastisch und leger wie früher, und aus seinen großen Augen leuchtete frischer denn je Geist und Herzensgüte.

„Gute Nachricht, Benedikt“, sagte er, „Du bist gemacht! Ich gratulire! — Gleich sollst Du erfahren, Du Ausreißer, Du eingefangener Ausreißer. Fahr' gleich mit in's Hotel, damit ich Dir auf dem Wege erzähle —“

„Nein, nein“ — unterbrach ihn Benedikt, „jetzt nicht. — Später. — So nicht — schau.“ — Er machte eine schüchterne, unbestimmte Handbewegung über Rock und Hose. — Walther hatte gleich im ersten Augenblicke Benedikt's heruntergekommenes Aussehen mit wehmüthigem Gefühl bemerkt, und obgleich ihm

das Herz darüber blutete, zwang er sich zu einem Scherz: „Ah, pah! Du siehst besser aus als ein Dutzend Gigerln.“ —

„Nein, Du müßtest Dich schämen — im Hotel.“ —

„Schämen?“ sagte Walther lebhaft und dem Bruder mit Ostentation unterm Arme greifend, fuhr er fort: „Stolz bin ich, Du berühmter Mann, Du Erfinder! Wart', Du sollst gleich hören.“

So wie sie im Wagen saßen, zog Walther Papiere aus der Tasche und sagte: „Eine von Deinen Erfindungen soll patentirt werden, Du geniales Haus.“

„Also wirklich, wirklich“, sagte Benedikt mit strahlendem Lächeln, „aber ich wüßte nicht? — Welche —“

„Erinnerst Du Dich am Bahnhof in München, als die Locomotive so abscheulich qualmte? Du hast doch eine Vorrichtung construirt, die den Uebelstand beseitigt, und sie den bosnischen Bahnen angetragen.“

„Ja, ja“, sagte Benedikt mit zitternder Freude, „aber ich hatte längst vergessen —“

„Nun also — nach etwas zu langer Prüfung ist Dein Vorschlag angenommen und eine große Maschinenfabrik in Pest bietet Dir 20000 Gulden für das Recht der Alleinfabrikation in Oesterreich-Ungarn. Denke Dir! Dann kommt noch das bischen Europa und Amerika dazu, Du Krösus! Da — lies!“ — Benedikt griff hastig nach dem Papier, aber er vermochte nicht zu lesen vor Erregung. Er wollte etwas sagen, aber die Stimme stockte; er mußte sich, übermannt vor Freude, zurücklehnen in den Schlag des Wagens. Dann aber las er mit glückstrahlendem Gesichte.

„Ich habe es auch“, sprach Walther weiter, „an maßgebender Stelle durchgesetzt, daß Du, obgleich Dir die systematischen Fachstudien fehlen, in unserm berühmten Polytechnikum ein Paar Semester hörst. Ohne gründliches Studium ist einmal doch nichts Nachhaltiges zu erreichen auf der Welt.“

„Ich bin zu alt.“

„Nie! Lern' nur. — Und dann gibt's merkwürdigerweise wirklich Männer auf allen Gebieten, die sich erst nach ihrem vierzigsten Jahr ganz finden.“

Sie stiegen im ersten Hotel ab. Walther schickte seinem Bruder ein ganzes Kleider- und Wäschemagazin auf's Zimmer. —

Abends speisten die Glücklichen bei den guten Kindern, die ganz aufgelöst schienen vor Freude und ein ausgezeichnetes Abendessen zusammengestellt hatten. Flora hatte gekocht und war munter und lustig und blühend-schön.

Walther entschloß sich, einige Tage in Brünn zu bleiben und Ausflüge in's Punkwathal und nach Kyritein zu machen. Benedikt sehnte sich, Mutter und Geschwister zu sehen und reiste für einen Tag nach Wien. Auf dem Wege zum Bahnhof faßte Benedikt Walther, der ihn begleitete, am Arm und sagte: „Ich habe Dir was vorzuschlagen, Walther.“

„Nun?“

„Es würde mich unsagbar beglücken.“

„Nun also!“

„Du hast Deine Wirthschaft aufgegeben — stehst allein — man wird älter, Walther.“ — Er stockte.

„So rede.“ —

„Dieses Kind — mein Kind — sie wäre eine Frau wie keine —“

Walther strich sein Schnurrbärtchen und lächelte gerührt. „Fahr' jetzt nur nach Wien, grüß' Mutter, Geschwister. Uebermorgen nach Deiner Rückkehr reden wir darüber.“ —

Benedikt war ungemein glücklich, seine alte Mutter in Wien wiederzusehen. Mit ihr und den Geschwistern verlebte er frohe Stunden. — Auch das Grab des Vaters besuchte er, vermochte aber nicht, dort lange zu verweilen. Der Gedanke der Verwesung zerstörte seine Stimmung und verscheuchte ihn. — Alte Freunde wurden nicht vergessen, und Grünblatt schickte er ohne jede weitere Bemerkung das zur Ueberfahrt erhaltene Reisedarlehen zurück. —

Die erste Frage, die Benedikt nach seiner Wiederkehr in Brünn an seinen Bruder richtete, war: „Nun, hast Du Dich entschlossen, Walther?“

„Ich danke Dir für Deinen Wink! Ich bin schlüssig —“

„Walther —!“

„Ja — ich heirathe — ich heirathe — die Flora.“

„Wie?“

„Ich kann Dir doch nicht die Deinige wegnehmen.“

„Darum — Walther? Nein, mit Emmy und mir ist's nichts, da irrst Du Dich. Aber ich gratulire Dir, Walther. Flora — ein herrliches Mädel!“

„Das weiß Gott! — Aber sag' mir, warum Du nicht die Emmy heirathen könntest?“

Benedikt blieb eine Minute still, dann sagte er leise: „Sie verdient einen reinen Mann. Mein Leben war sehr bewegt — zu bewegt. Manches, was doch nicht hätte sein sollen —“

„Unsinn!“ unterbrach ihn Walther, „es gibt auf der Welt keinen reinern Menschen als Dich mit sammt Deinen paar kleinen Schwindeleien. — Ich wünsche Jedem Dein Gewissen, Du großes Kind. Und zeig' mir einen Menschen, einen einzigen, der den todesmuthigen Kampf um's Dasein und seine Ideale ganz ohne jedes Fleckchen durchgestritten!“ —

„Ach, Walther — wie mich das beruhigt! Ich danke Dir! — Aber Emmy möchte mich auch nicht.“ —

„Wie?“

„Sie kann mich nicht nehmen.“ —

„Wie so? Warum?“

„Ich bin geschieden — und das Mädchen hängt sehr an ihrem Glauben. — Die Kinder sind streng katholisch erzogen, und der Katholizismus verbietet die Ehe mit Geschiedenen.“

„Das weiß ich — aber die kluge Emmy!“ —

„Glaube mir!“ —

Benedikt hatte Recht. Als Walther Emmy den Vorschlag machte, lehnte sie ab. Er redete ihr zu, aber seine Worte fanden kein Gehör. Da nahm er sie eines Tages unterm Arm und machte mit ihr einen weiten Spaziergang nach dem Schreibwald. Draußen stellte er ihr Alles vor und bestürmte sie heftig. — „Wenn ich Dir nun aber sage, Emmy Nothas“, betonte er nachdrücklich, „daß der arme Dulder Deiner

bedarf: Deiner Aufsicht, damit er nicht wieder Dummheiten macht und uns rückfällig wird — wirst Du dann noch immer bei Deinem Nein bleiben? Ist's dann noch immer christlich, Nein zu sagen?" —

Die letzten Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des guten Mädchens, welches an Benedikt mit unsagbarer Liebe hing. Stillschweigend, den Kopf sinnend zur Erde gesenkt, schritt sie an Walther's Seite. Auch er schwieg — er fühlte, daß die Seele des Mädchens arbeite, um sich zu einem Entschlusse durchzuringen, und wollte nicht störend eingreifen. Plötzlich — sie waren so eine kurze Strecke nebeneinander gegangen, blieb Emmy stehen, sah Walther mit ihren großen Augen voll in's Gesicht und sagte warm: „Du hast recht!"

Ende.

Finis.
Fin
End.
Ende